

# VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Fatal (mit Titelillustration von Wilhelm Scholz). Sulpitius Wunderlich an die Leserinnen und Leser des Bazar, von R. H. Geigel. Nr. 1. Herr Pechvogel oder Kleine Leiden, von Adolf Glasbrenner (mit Illustrationen von Wilhelm Scholz). — Die Afrikanerin im Salon. — Das Goldland, von H. Beta. — Weihnachtslied, von Emanuel Geibel. — Nicolo, Novelle von A. Wellmer (mit Illustration). — Im Hause der Frau Hofrätin. Erzählung von Elise Polko. — Ueber die Sorge. — Zwei Anekdoten aus dem Leben Kaiser Paul's I. — Die Cholerafurcht und die Diätetik, von Dr. Dito Schraube. — Die Mode, von Veronika v. G. — Wirtschafts-Plaudereien. — Modenbild, nebst Beschreibung. — Nebus. — Charade. — Auflösungen der Räthsel-Aufgabe und des Räthfels Seite 19, der Schach-Aufgabe und des Nebus Seite 20. — Correspondenz.



### Sulpitius Wunderlich an die Leserinnen und Leser des Bazar.

... Plötzlich schlug mein Name mir an's Ohr... das hohe Collegium war unterdessen eingetreten und ich hatte die Einleitung des würdigen Herrn, welcher das Testament meines Onkels zu eröffnen hatte, bereits überhört. Er hielt das inhaltschwere Papier, schon entsiegelt und entfaltet, in der Hand und las:  
Sulpitius Wunderlich, einziger Sohn meines jüngsten liebsten Bruders, des seligen Tobias Wunderlich, Sulpitius Wunderlich, der zwar ein erbärmlicher Schriftsteller ist, sonst aber seinem Namen alle Ehre macht, wird von mir hiermit zu meinem Universalerben eingesetzt"....  
Ein Geräusch der Entrüstung rings um mich; ich aber stieß unwillkürlich einen Schrei aus, worauf sich Aller Blicke überrascht, empört, durchbohrend auf mich richteten. Zum Glück für mich setzte der würdige Gerichtsrath nach kurzer Pause die Lectüre fort:  
zu meinem Universalerben eingesetzt mit der Bedingung, daß er sofort nach meinem Tode, das heißt nach Eröffnung dieses meines Testaments, mein Haus (Wülfers Weg Nr. 13) bezieht, dasselbe Zeit seines Lebens bewohnt und genau in dem Zustande erhält, in welchem er es bei seiner Besitz-



greifung antrifft. Ferner befehle ich ihm, meine Sammlung höchst merkwürdiger Manuscripte, welche er in dem alten Wandschrank in meinem Schlafzimmer finden wird, binnen Jahresfrist herauszugeben, das heißt im Druck erscheinen zu lassen.....

Wie ich aus der Gerichtsstube und die Treppe hinab in's Freie gelangte, ohne von meinen lieben Vettern und Basen, Onkeln und Tanten gemeuchelt zu werden, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich in einem unbefreiblichen Zustande von Traum und Wachen, Wonne und Verwirrung plötzlich im Sonnenschein auf der Straßenseite stand und mit meinem Baarvermögen von zwei Fünftausend Gulden in der Tasche klaperte. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter, und als ich aufschah, stand ein langer, hagerer, entsetzlich schäbiger Mensch, an dem nur die Nase Farbe gehalten, vor mir, zog mit der linken den abscheulichen Hut und sagte, indem er mir die Rechte reichte: „Ich gratulire, lieber Vetter!“

Im düstern Himmelbett meines Onkels wachte ich während der ersten Nacht vier-, fünfmal auf. Bald raschelte etwas im Zimmer, bald schreckten mich langsam schlürfende Dritte im Flur empor. Die letzteren waren, wie ich jetzt weiß, die der alten Haushälterin, welche an Schlaflosigkeit leidet. Dann riß der Wind ein Fenster auf, oder es lief mir eine Spinne über die Nase, oder das Schnarchen meines Veters, der mich seit dem Morgen nicht verlassen hatte und im Nebenzimmer schlief, ging in ein anderes

Tempo über. Zuletzt träumte ich, daß mein verstorbener Onkel, in eine Gule verwandelt, mir auf der Brust saß, und aus diesem abscheulichen Traum weckte mich ein abscheuliches Krächzen. Es war die Uhr, welche Elf schlug.

Mit meinem Schlaf war es nun ganz vorbei; ich stand auf und tappte im Finstern nach dem Feuerzeug, wobei ich selbstverständlich den Nachttisch umwarf und mir an den Möbeln das Schienbein zerstiess.

Endlich brannte die Kerze und verbreitete ihren unruhigen Schein in dem Gemach, das von der Kumpelkammer eines Tröblers das stüllose Durcheinander, den Staub und die Motten besaß. In einem alten Mantel gehüllt, den ich mir als Schlafrock vom Diener geborgt hatte, kletterte ich auf mein Bett und versuchte den Wandschrank zu öffnen, der meines Onkels Manuscriptensammlung enthalten sollte. Vom riesigen Schlüsselbund schloß natürlich erst der letzte Schlüssel, als ich aber den Schrank öffnete, fiel mir ein Wust von Büchern, Papierbündeln und Arzneiflaschen auf den Kopf, und über dem Gepolter wachte im Nebenzimmer der Vetter auf und schrie: „Donnerr... werden Sie bald mal rubig sein!“

Mit verbundenem Kopf dann setzte ich mich an den Tisch, ordnete die Manuscripte, welche sorgfältig als einzelne Pakete versiegelt und nummerirt waren und fing das Manuscript Nr. 1 zu lesen an. Es war von der Hand meines Onkels, und hier folgt sein Abdruck:



**Vorwort eines Mißvergünstigen.**

„Ich bin mit der Einrichtung der Welt nicht zufrieden. Thoren nur behaupten, daß es sich, wenn man Geld und Gesundheit besitzt, auf Erden ganz erträglich leben lasse. Ich habe beides und bin dennoch mißvergünstigt. Auch das ist nicht wahr, glücklich sei, wer nicht unglücklich ist. Gegen das wirkliche Unglück in der Welt, das fast immer endlich ist, ist die Reihe von weniger unglücklichen, als unangenehmen Ereignissen, Lagen und Vorfällen in jedem Menschenleben endlos; selbst der Glückseligste von uns wird täglich wenigstens dreimal sich sagen müssen:

Das ist fatal!

Die Poeten freilich stellen die Welt ganz anders dar, indem sie nie das Alltägliche, sondern immer Ungeheures in ihren Büchern geschehen lassen, oder doch das Gewöhnliche in ungewöhnlicher Beleuchtung zeigen. Aber nichts ist an den Menschen ungeheurer als die Geduld, womit sie die unaufhörlichen Nadelstiche des Schicksals ertragen, und das Leben ist kein fatalistisches Drama, sondern eine Reihe fataler Episoden.

Als Zeugniß dessen sollen die folgenden Memoiren dienen. Anstatt wie andere Jungesellen nämlich eine Sammlung von

Cigarrenspitzen oder schlechten Bildern und angenagten Pergamenten anzulegen, habe ich zwanzig Jahre lang im Norden und Süden, in Dorf und Stadt, in allen Kreisen und Schichten der Gesellschaft, von Frauen und Männern Bekanntschaften des persönlichen Mißvergünstigen, Geschichten der tagtäglichen Fatalitäten, in Prosa aufgefangene Stoßreusen von Jung und Alt, Schön und Häßlich, Arm und Reich gesammelt. Die Veröffentlichung dieser werthvollen Schriftstücke soll Sache meines Erben, des Taugenichts Sulpitius sein, denn auf den Dank der Lebenden verzichtend, begnüge ich mich mit der Uebersetzung, daß die lesende Nachwelt mir Recht geben muß, wenn ich mit der Einrichtung der Welt nicht zufrieden war.“

[1410]

**1. Herr Pechvogel oder Kleine Leiden.**  
Von Adolf Glasbrenner.



Es gibt im Reiche der Geister, die uns Menschen umschweben, einen malignen Strafenjungen, der Pech heißt, der uns überall anklebt und auf das Unarmherzigste verfolgt. Pech ist der drollige maligne Sohn des Unglücks. Denn das Unglück, welches er uns bringt, ist ein solches, bei welchem wir oft vor Aerger bersten möchten, unsere Mitmenschen aber kein Mitleid empfinden, sondern — lachen. Betrachten wir uns einen solchen vom Pech Verfolgten näher.

Herr Pechvogel war spät in der Nacht von einem Walle — auf welchem er einer Dame ein kostbares Kleid zerrissen hatte und mit einer anderen hingestürzt war — heimgekehrt und wollte daher lange schlafen. Aber schon gegen 5 Uhr Morgens beginnt sein Stubennachbar, ein Hornist, seine Uebungsstunde und bläst das alte deutsche Lied „Willkommen o seliger Abend“ mit solch tiefem Gefühle, daß Herr Pechvogel alle tausend Donnerwetter flucht und sich von einer Seite zur anderen wiff. Endlich wäre es ihm bei einem Haare gelungen, wieder einzuschlafen: da beginnen Holzthauer unter seinem Fenster zu sägen und zu hacken, und außerdem schreit ein unartiges Kind neben ihm, als ob es am Spiegele stünde und verbrannt werden solle und hört gar nicht auf. Herr Pechvogel denkt in seinem Zorne, dem kleinen Wesen müsse doch nun bald die Lunge plagen, aber das Kind schreit immer wieder frisch von neuem und so obligat zwischen der Holzsäge und Holzhacke und der Harmonie „Willkommen o seliger Abend“ um halb 6 Uhr Morgens durch, daß Herr Pechvogel in der Verzweiflung aufspringt, dabei aber gegen seinen kleinen Bettisch stößt, in Folge dessen seine goldene Reppuhr, ein Glas und eine Cigarre an die Erde fallen und die Scherben umherfliegen. Unser Pechvogel ist immer noch schlaftrunken; er will nur aufstehen, um seinem Nachbar zuzuhören, doch das kleine Kind anderswo schreien und die Hornarie „Willkommen o seliger Abend“ anderswo blasen zu lassen; aber seine Pantoffeln stehen mit der Spitze nach dem Bette, so daß er sich zuvor einen Glascherben in den einen Fuß tritt, mit welchem er die Pantoffel umkehren wollte, und als er nun an das Fenster eilt und dasselbe ziemlich vorsichtig öffnet, reißt's ihm der Zugwind aus der Hand und schleubert es dermaßen gegen die Wand, daß sämtliche Scheiben zerrümmert auf den Hof fallen.



Bevor er sich noch von diesem neuen Schrecken erholen kann, fährt der erzürnte Vater des schreienden Kindes mit dem Kopfe durch das offenstehende Fenster seines Zimmers und ruft Pechvogeln zu: „Aber, Schwerenoth, Herr, machen Sie doch hier in aller Frühe nicht solchen Scandal! Glauben Sie denn, daß Sie hier allein in dieser StraÙe wohnen!“ und damit zieht er sich zurück, schlägt das Fenster hinter sich zu und sein Kind schreit wo möglich noch stärker als früher. Ueber die Unverschämtheit dieses Mannes ist Herr Pechvogel fast außer sich. Da von Schlafen nicht mehr die Rede sein kann, so beginnt der schon hinreichend Geplagte seinen Anzug. Hierbei hält ihn zuvörderst der Schlafrock volle fünf Minuten auf. Da er gefiern eilig zu Bette stieg, hatte er das bezeichnete Kleidungsstück ungekrämpt, so daß die eine Armhülle mit der inneren Seite herabging, und die andere sich ganz zusammengeschlungen in der Brusthülle versteckt hatte. Wenn nun ein Leidenschaftsloser solche Verwirrungen lösen will, so ist's ihm ein Leichtes; ein verdrießlicher, heftiger Mann indessen zieht die Armhüllen eines Schlafrockes gewöhnlich ganz falsch heraus und bringt dieselben in solche Confusion, daß eine Verwerfung des ganzen Kleidungsstückes den Beschluß zu machen pflegt. Dies geschah auch hier. Herr Pechvogel warf seinen Schlafrock zornig, aber doch vorsichtig gegen die Stubenthüre, damit er nichts umreißen

sollte; in diesem Momente aber öffnete seine Haushälterin die Thüre, und als das ehrwürdige weibliche Wesen jenen merkwürdigen buntwollenen Vogel auf sich losliegen sah, ergriff sie ein solcher Schrecken, daß sie fast ohnmächtig hinfiel. Pechvogel, bemerkend, welch neues Unglück er angetroffen, sprang ohne sich zu besinnen, auf die mutmaßlich Ohnmächtige los. Diese in dessen schlug gerade die Augen auf und stieß einen solchen Schreck aus, daß ein Ereutor herbeistürzte, welchen lästigen Besuch die Haushälterin bei ihrem Herrn hatte anmelden wollen. Kaum war dieser strenge Mann des Land- und Stadtgerichts, welchen daran gewohnt ist, Schrecken um sich zu verbreiten, eingetreten, als die Haushälterin plötzlich Besinnung und Sprache wieder findet. Sie erhob und entfernte sich, indem sie einen wüthenden Blick, zuerst auf ihren unglückseligen Herrn, zum Dank für dessen Mitleid, dann auf den Ereutor warf, der ihn indessen lächelnd erwiderte. Diese Pause von einem Augenblicke benutzte Herr Pechvogel, um den Schlafrock vom Boden aufzuheben, und sich mit denselben zurückzuziehen. — Nach wenigen Minuten während welcher der vollstreckende oder „ausführende“ Gerichtsdienner einen prüfenden Blick auf die Mobiliargegenstände des Pechvogel'schen Wohnzimmers geworfen hatte, trat der Eigenthümer, dem beim Anziehen des Schlafrockes weiter kein Malheur passirt war, als daß er ein Waschgeschirr umgeworfen hatte, herein und erkundigte sich nach dem Begehren des ungewöhnlich frühen Gastes, welchen das Sprichwort „Morgenstunde hat Gold im Munde“ wol schon oft getäuscht hatte. Uebrigens erkundigte sich Herr Pechvogel nur der Form wegen, denn er wußte nur zu wohl, daß der Ereutor den heftigen Tag als den letzten bezeichnet hatte, bis welchen er auf die Zahlung der dem Schneidermeister Lappenstrieher schuldigen und bereits vollständig ausgefalteten 37 Thaler und 16 Silbergroschen warten dürfte. Da nun aber Herr Pechvogel denjenigen Herrn, von welchem er seit drei Wochen eine Summe Geldes beziehen konnte, zufällig bereits sechszehn Male nicht zu Hause getroffen hatte, so mußte er seinen großen Spiegel, sein Mahagonyschreibpult und Sopha verriegeln lassen, bei welchem Act übrigens Herr Pechvogel das Glück insofern begünstigte, als der Spiegel nicht herunterfiel, was leicht hätte geschehen können. Die humanen Principien des Vollstreckers hielten denselben nämlich, das Gerichtssiegel auf die Rückseite der bezeichneten Gegenstände zu legen, damit nicht jeder Besucher das Soll und Haben in dieser Wohnung bemerken möchte, und bei dieser Gelegenheit wäre der große Spiegel ihm bei einem Haare über den Kopf gestürzt, da die Stricke, an welchem er hing — der Spiegel nämlich — bereits sehr müde und lose geworden waren. Herr Pechvogel fühlte sich aber ebensowenig veranlaßt, diesen glücklichen Umstand zu preisen, als den anderen: daß beim gerichtlichen Verriegeln seiner Mobilien keiner seiner Bekannten, sondern nur der Barbier ins Zimmer getreten war und dieser ihn ausnahmsweise weder gekraßt, noch bedeutend geschnitten hatte.



Er wurde im Gegentheil höchst zornig, als er beim Kaffeeginschenken die Zuckerschale mit dem Kernel seines Rocks vom Tische segte und vor Schreck darüber mit dem Ellenbogen in eine ihm zur Seite stehende Blumenetage mit kostbaren Pflanzen stieß, die in zierlichen porzellanenen Gefäßen standen, von denen übrigens nur sieben Stück durch den Umsturz zerrümmert wurden. Herr Pechvogel wußte nicht sogleich, worüber er sich am meisten ärgern sollte, da ihm bei dieser Gelegenheit auch die Brille von der Nase gefallen und durch einen über sie herfallenden Blumentopf zerschmettert wurde. Er fluchte und wettete über sein heutiges Malheur und fluchte immer stärker, denn es wollte ihm bedünken, als ob Jemand während seines Fluchens in der Ecke seines Zimmers sicherte, was jedenfalls der Kobold Pech war, der sich vorgekommen zu haben schien, alle seine Fopereien und malignen Streiche heute an einem Menschen auszuüben.

Nachdem sich Herr Pechvogel endlich beruhigt und mit dem Gedanken getroffen, daß Niemand auf diesem Erdenrunde den kleinen Leiden des menschlichen Lebens entgehe, setzte er einen wohl stylisirten Brief an denjenigen Herrn auf, von welchem er Geld zu fordern und welchen er leider zufällig sechszehn Mal nicht zu Hause getroffen hatte. Dann schrieb er den Brief zierlich ins Reine und ergriff die Sandbüchse. Wenn ich sage, er ergriff die Sandbüchse, so wollte ich nur damit andeuten, was er thun wollte; in Wahrheit aber ergriff Herr Pechvogel, ohne dabei auf Originalität Anspruch zu machen, das Tintenfaß und censirte damit seinen Aufsatz durch Anschwärzung. Dieser Verwechselung wegen sah sich Herr Pechvogel genöthigt, den Brief noch einmal abzuschreiben, wobei er aber so grobe Fehler machte, daß er den Brief anständiger Weise nicht abschicken durfte, sondern ihn noch einmal abschreiben mußte. Da er nun aber unmöglich wissen konnte, ob der Herr Beamte, an welchen der Brief gerichtet war, nicht Besitzer eines Ordens war und er keinen Verstoß begehen wollte, so fand Herr Pechvogel auf, um den Staatskalender aus dem Bücherschrank zu holen und sich aus diesem die nothwendige Kenntniß zu verschaffen. Der Staatskalender war aber sehr in den anderen Büchern eingepreßt



und da unser Pechvogel ihn voll Unmuth, den man ihm schwerlich verargen kann, bestig herausziehen wollte, stürzte ihm der Bücherschrank, auf welchem Cornelius Repos in Gyps stand, über den Kopf, so daß sich eine bedeutende Wunde an der Pechvogel'schen Stirn bemerkbar machte und sämtliche wissenschaftliche, belletristische, Hilfs- und Handbücher mit Cornelius Repos zur Erde fielen. Der lateinische Historiker, welcher zwischen Theaterkalendern, dem Programm des Ballets „Jlud und Flok“ u. s. w. lag, war gar nicht mehr zu erkennen; dagegen war seine Nase, welche auf ein geöffneteres Werk, „Deutschlands Zukunft“ betitelt, gefallen war, unverfehrt geblieben, und diese Römernase konnte so leicht mit einer anderen Nase nicht verwechselt werden.

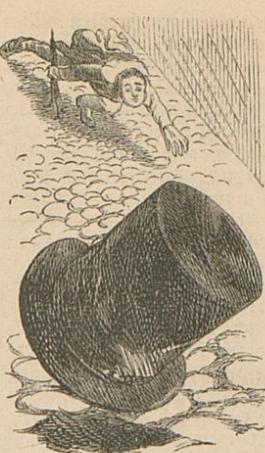
Man kann sich denken, wie unangenehm dieser neue Vorfall Herrn Pechvogel überraschte. Er spie zornig durch das Fenster und gerade einem vorübergehenden Lastträger ins Gesicht, der sogleich wüthend ins Zimmer stürzte und vom Korbholde Pech verfolgte sicher durchgeprügelt hätte, was seine Gesticulationen und Worte zur Genüge andeuteten, wäre er nicht durch ein Achtgroßensstück sanfter gestimmt worden. Herr Pechvogel suchte nun nach glücklicher Abwehrung dieser Gefahr den Staatskalender aus seiner Bibliothek an der Erde heraus, fand ihn auch nach einer Viertelstunde, schlug den Herrn Beamten auf und adressirte schnell den Brief, da er verschrieben hatte, heute mit einer Bürgerfamilie, unter welcher sich eine ihn sehr interessirende junge Witwe befand, eine Landpartie zu machen. Er klingelte seiner Haushälterin — wobei er den Klingelzug in der Hand bestielt — und befahl dieser, welche vor Ertraunen über die Wirthschaft in der Wirthschaft, die der Geisterbube Pech angeordnet, gar nicht zu sich kommen konnte, ihm die neuen Stiefeln hereinzubringen, welche vorgestern der Meister Ziehbraut durch seinen Lehrburschen geschickt hatte. Sehr viele andere Leute haben das Malheur, neue Stiefeln zu eng zu finden und dieselben gar nicht oder nur unter großen Schmerzen auf die Füße zu bekommen; Herrn Pechvogel begünstigte aber das Schicksal in der Weise, daß er ohne Weiteres in die Stiefeln fuhr und sich nur den Fuß an einem inwendig aufstehenden Nagel verwundete. Nachdem dieser Uebelstand beseitigt und Herr Pechvogel zu seiner alten Haushälterin geküßelt hatte, wie ihm die Stiefeln höchst bequem saßen, gewährte er beim Gehen, wie diese Bequemlichkeit denn doch etwas übertrieben sei, da er schon beim ersten Schritte mit seinem Fuße in die Schäfte des Stiefels gerieth und dieser sich beinahe selbst von seinen Lenkern befreite. Er ließ sich dies indeß nicht zu Herzen gehen, da er ohnehin Sommerkleider mit Sprungriemen anzog, und diese, wie er



meinte, wol die Stiefeln festhalten würden. Der weitere Anzug ging ziemlich glücklich von Statten, denn daß er die Weste bereits verkehrt angelegt hatte, verdient bei der Eile, welche die Hurmuhr ihm gebot, kaum hervorgehoben zu werden. Nun suchte er in einer Commode mit drei Wäschkästen sein neues, blau- und weißcarirtes Halstuch, mit welchem er auf der Landpartie glänzen wollte. Da ihm aber heute schon mancherlei Verdrüßlichkeiten passirt waren und er die kleinen Leiden des menschlichen Lebens kannte, so war er vorsichtig und begann lächelnd und fast triumphirend seine Untersuchungen sogleich im untersten Kasten unten. Das Halstuch fand sich aber hier weder unten noch oben, was Herrn Pechvogel sehr in Harnisch brachte, weil seine sehr verzeihliche Lust, den Blagegeist Pech auch einmal zu täuschen, dadurch ohne Sättigung blieb. Er griff nun in den mittleren Kasten und sah unten nach dem neuen, blau- und weißcarirtten Halstuche. Aber auch hier fand es sich weder unten noch oben, und auch im obersten Kasten nicht. Nachdem er sämtliche Behälter der Commode noch einmal durchsucht, fiel's ihm ein, daß er das Halstuch vor drei Tagen zum Säumen gegeben habe. Die Näherin hatte nun aber wahrscheinlich zu sehr gesäumt und darum eben gar nicht; genug, das Tuch war nicht da und Herr Pechvogel mußte sein altes umlegen, das durchaus nicht sauber zu nennen war, weil er sich desselben willkürlich als Souvenir an genossene Tafelfreunden zu bedienen pflegte. Beim Umlegen dieses Tuches ward er durch ein Stückchen Spiegelglas, mit dessen Hilfe ihm ein kleiner Straßenbube einige Sonnenstrahlen ins Gesicht warf, dermaßen geblendet, daß er ins Schlafzimmer reitern mußte, um sein Werk dort am Toiletentisch zu vollenden. Zuvor ließ er sich jedoch von seiner alten Haushälterin seine alte stählerne Brille — die silberne war durch einen Blumentopf zertrümmert, wie wir wissen — reichen, damit er kein neues Unheil anrichtete. Der Himmel war ihm günstig; er zog sich ohne die geringste Störung an und schritt stolz zur Stubenthür und Haushüre auf die Straße hinaus, mußte indeß bald wieder umkehren — was niemals etwas Gutes bedeuten soll — da er seinen Hut vergessen hatte. Nun dachte er erst daran, wie der Hut, gestern Abend auf dem Balle vertauscht, ihm viel zu eng war und ihn daher äußerst drückte. Dem konnte indeß nicht mehr abgeholfen werden, und so ging denn Herr Pechvogel mit eingeklemmten Kopfe und viel zu freien Füßen auf die Straße und rannte sogleich gegen einen Müllerknecht, der ihn nicht nur etwas, sondern die ganze vordere Seite seines Rockes dermaßen weiß machte, daß er sogleich umkehren und seiner Haushälterin befehlen mußte, die Bürste zu nehmen und ihn von dieser Vermehlung zu befreien. Als er beinahe den nächsten Markt erreicht, begegneten ihm zwei vornehme Damen, denen er sich durch recht devotenen Gruß empfehlen wollte; ein kleiner Stein aber, der im Wege lag, machte ihn stolpern, um nicht hinzufallen, was ihm auch glücklich gelang, mußte er aber solche wunderbare Sätze und Wendungen begeben, daß die Damen seinen ergebenden Gruß kaum erwiderten, sondern im Weitergehen die Taschentücher vor die hübschen Gesichter nahmen, um ihr Gesicht nicht hören zu lassen. Das Schlimmste bei dieser Gelegenheit war, daß der Wind seinen Knappen abgenommen und fortgetrieben hatte! Durch schnelles Hinterherlaufen erreichte er denselben zwar bald wieder, aber gerade in demselben Augenblicke, als er ihn eben bei der Krempe zu fassen Willens war, rollte der Hut wieder weiter, immer weiter, und mehrere Straßenjungen jagen bereits an, den barfüßigen Nachläufer sehr zu verhöhnen. Herr Pechvogel, welcher seinen Hut schon zum zweiten Male beinahe ergriffen hatte, wußte jetzt kein besseres Mittel, als dem Hute zuvor zu kommen und sich ihm in den Weg zu stellen. Das war aber bei der Eile, welche der Hut hatte, kein leichtes Unternehmen. Endlich gelang es ihm doch; Herr Pechvogel stand mit ausgepreizten Beinen, seinen Flißling erwartend, und wollte ihn eben erfassen, als der Hut plötzlich eine ganz andere, unerwartete Richtung nahm und zwar eine sehr bedenkliche, da die



selbe durch eine kurze Straße direct in den die Stadt durchschneidenden Fluß führte. Jetzt galt es, energisch zu handeln. Den Eierkorb einer Höckerin umstoßend, die ihn mit den fürchterlichsten Schimpfreden verfolgte, faßte Herr Pechvogel seinem Hute in der Eile eines Wettrenners nach, und gerade in dem Momente, als sich der verfolgte Hut ins Wasser stürzen wollte, hielt ihn Herr Pechvogel von diesem Selbstmord durch einen derben Fußtritt auf sein hitziges Haupt zurück und stand da wie St. Georg, als er den Lindwurm erlegt hatte. Freilich war der Hut nun außer aller Façon und zeigte außerdem eine nicht unbedeutende Verletzung, allein er war jedenfalls gerettet, und zwar durch Herrn Pechvogel selbst, der denn doch seinem bösen Dämon nicht allen Willen lassen wollte. Er bezahlte, ohne zu murren, der Höckerin die Eier und ging sehr rasch zurück, da ihm zur Seite ein Wagen mit Eisenstangen fuhr, dessen furchtbares Geräusch seine etwas schwachen Nerven nicht ertragen konnten. Endlich erreichte er die Wohnung der ihm befreundeten Familie. Der Wagen zur beabsichtigten Landpartie stand bereits vor der Hausthür. Herr Pechvogel säuberte sich auf dem Hausflur von dem Staube, welcher vermittelt einer Fußdecke aus einem Fenster auf ihn herabgeschüttet war, und dankte seinem guten Sterne, daß ihm bei dem schnellen Laufen kein Unheil durch die sehr weiten Stiefel begegnet war, was einem minder Glücklichen leicht hätte geschehen können. Als er ins Zimmer trat, fand er Alle, auch die ihn besonders interessirende junge Witwe, sehr verdrüßlich darüber, daß er so lange auf sich hatte warten lassen. Nur ein einziges Wesen war freundlich gegen ihn: der Hund der Familie. Dieser war ihm von der Straße aus gefolgt und sprang wedelnd an ihm hinauf, wobei er Herrn Pechvogel allerdings einen außerordentlichen Theersack auf den weißen Beinkleidern beibrachte, von welchem man aber voraussetzen konnte, daß er sich durch einen Fleckenreinerger einst verändern lassen dürfte. Nach wenigen Minuten gesellten sich auch die ganz kleinen Kinder der Familie zu ihm, welche, nach dem Ausspruche der eigenen Aeltern, von einer für ihr zartes Alter beispiellose Klugheit und durch merkwürdige Talente von Kindern ähnlichen Alters ausgezeichnet waren. Die Aeltern sahen daher auch mit inniger Freude zu, als ihre hoffnungsvollen Sprößlinge den Hausfreund Pechvogel, welcher sich mit der jungen Witwe zu unterhalten beabsichtigte, durch ihre Talente davon zurückhielten. Der eine Sprößling schrie nämlich so lange, bis ihn Onkel Pechvogel auf den Rücken nahm, und dann wie ein Pferd durch die Stube galoppirte; der andere Sprößling aber hielt ihm immer einen Stock vor, über den Onkel Pechvogel hinwegsetzen mußte, wenn er nicht ein fürchterliches Gepölar ausathalten wollte. Für diese Theilnahme an ihren klugen Kindern belohnten ihn die Aeltern durch das Versprechen, sie beide während der Fahrt nach dem zum lässlichen Vergnügen bestimmten Dorfe auf dem Schooße behalten zu dürfen — und da nun alles eingepackt und sämtliche Personen reisefertig waren, so dauerte es nur noch eine kleine halbe Stunde, bis die Damen einstiegen. Beim Einsteigen in den Wagen hatte Herr Pechvogel ein Malheur, das unbedingt zu den verdrüßlichsten Vorkommnissen im Leben eines Mannes gehört, und um welches ich ihm seinen Zorn gern verzeihe. Der Sprungriemen am rechten Fuße war ihm nämlich geplatzt. Alles, nur nicht der Sprungriemen und am wenigsten auf einer Landpartie mit Damen! Man sieht wie eine englische Taube, man sieht gar zu lächerlich aus! Man hat nicht einen einzigen Moment, in welchem man nicht an den geplatzten Sprungriemen, an die sich aufwirbelnden Beinkleider, an die jämmerliche Figur denkt, welche man hier, wo man so gern durch freies, ungenirtes Benehmen gefallen möchte, zu spielen gezwungen ist! Hat man nun noch außerdem, wie Herr Pechvogel, einen engen, aus aller Form getretenen und zerrissenen Hut, ein nicht sehr sauberes Halstuch, einen großen Theersack auf den weißen Beinkleidern, viel zu weite Stiefel, und — was ich noch anzuführen vergessen habe — ein vergessenes Schnupstuch: so kann es einem wahrhaftig Niemand verargen, wenn man ganz still in sich hinein alle Himmeltaufendonnerwetter flucht, und eine Vergnügungspartie auf das Land gänzlich aufgibt. Herr Pechvogel theilte durchaus meine Ansicht über diese Sache. Er entschloß sich, die ihm befreundete Familie und die ihn sehr interessirende junge Witwe fahren zu lassen und zu Fuß nach seiner Wohnung zurückzukehren. Da er aber unter keinen Umständen durch Bitten von seinem Vorhaben abgehalten werden wollte, so schützte er Unpäßlichkeit vor und fing damit an, die beiden ihm gefälligst auf den Schooße gesetzten, und wie alle talentvollen, etwas unruhigen Kinder den Aeltern zu überreichen: „da er sich nicht ganz wohl fühle.“ Bis er aber nun diese sein eingeleitete Intrigue zu einem durch Wahrscheinlichkeit erlaubten Schluß steigern konnte, hatte der Wagen bereits über 3/4 Meile zurückgelegt und bevor die, Herrn Pechvogel befreundete Familie auf die Unpäßlichkeitsidee desselben einging und ihn mehr mit Vorwürfen über die Stärkung als bedauernd entließ, war noch eine halbe Meile hinzugekommen. Herr Pechvogel stieg aus und trat dabei die ihn sehr interessirende junge Witwe dermaßen auf den Fuß, daß diese entsetzt zu wimmern begann, und die nothwendige Bemerkung ihres Verehrers: „er habe es nicht mit Willen gethan“, gänzlich überhörte. Herr Pechvogel hatte das Glück, ungeachtet die rasch sich zusammenziehenden Wolken mit Regen drohten, einen leeren Fiacre zu gewahren. Ein anderer Herr erreichte die Carosse aber früher als er, und da ihm später nicht wieder das Glück zu Theil wurde, einen leeren Fiacre zu gewahren, so mußte Herr Pechvogel in seinem erbärmlichen Anzuge den weiten Weg bis zu seiner Wohnung zu Fuß zurücklegen. Hierbei passirte ihm übrigens weiter keine Unannehmlichkeit, als daß er außerordentlich naß wurde, aus Versehen in einen Kinnstein trat, einen Handschuh verlor, von einem einen Balken tragenden Arbeitsmann ins



Kreuz gestoßen wurde, einem ihm auf dem Seitenwege der Straße entgegengetretenen Herrn in der Eile ausweichen wollte, aber drei Minuten lang, immer zu derselben Seite auswich, wo dieser ausbog, so daß sie sich immer nicht auswichen und daß die Brücke, welche er passiren mußte, seelen aufgezogen wurde und sechs Frachtschiffe durch, bevor sie Herrn Pechvogel hinüberließ. Der vollen Wahrheit aber gern Rechnung tragend, muß ich noch hinzufügen, daß Herr Pechvogel, nachdem sich der Regen gelegt hatte, einem guten Freunde begegnete, der ihm drei steinalte, ihm und seinem verstorbenen Vater seit sehr langen Jahren bekannte Anekdoten verles, und einen anderen, der ihm mit möglichster Genauigkeit und Umständlichkeit die langjährige Krankheit seiner nunmehr verstorbenen Schwiegermutter beschrieb. Die Haushälterin des Herrn Pechvogel war sonst immer zu Hause. Da ihr Herr sie indessen heute morgen benachrichtigt hatte, daß er eine Vergnügungspartie über Land mache und nicht vor Abend zurückkehre, so war sie gerade zu der Zeit zum Besuche bei einer Freundin, als Herr Pechvogel anklopfte, klingelte, dann an der Klinke des Küchenschlosses rüttelte, dann mit dem Fuße gegen die Stubenthür stieß und endlich auf dem Hofe vergebens dreimal mit steigender Kraft ihren Namen rief.

Da die Haushälterin sich wirklich nicht im Hause aufhielt, aber als sorgsame Haushälterin die Schlüssel mitgenommen hatte, so wartete Herr Pechvogel erst 20 bis 25 Minuten auf ihre Wiederkehr und ließ nach Verlauf dieser Zeit zum Schlosser, mit dessen Hilfe er ohne Weiteres sein Zimmer erreichte. Glücklicher Weise hatte die Haushälterin nicht den Schlüssel zum Kleiderschranke mitgenommen, so daß Herr Pechvogel andere Kleider anlegen konnte, was er denn auch geschickt und ohne Widerwärtigkeit that. Er ging nun ins Gasthaus zu Tische, wurde höflich vom Wirthe um Entschuldigung gebeten, daß für heute sein gewöhnlicher Platz durch einen Fremden besetzt sei und er anderswo seinen Platz nehmen möge, verbrannte sich schon bei der Suppe die Zunge (in doppelter Beziehung, da er einen Scherz über Gewerberathe machte und ein Gegenüberstehender sich als einen solchen vorstellte), bekam ein sehr schlechtes Stück Rindfleisch und lauter Speisen, die er nicht gern aß. Zuletzt gerieth noch der Rock eines vorübergehenden Kellners mit Herrn Pechvogels Perrücke in Verwickelung und riß ihm diese unter dem schallenden Gelächter der gesammten Tischgesellschaft von seinem sorgengeführten Haupte. Nachmittags hatte sich Herr Pechvogel in seiner Behausung aufs Sopha gelegt und der wiederingetroffenen Haushälterin den Befehl gegeben, Niemanden vorzulassen, damit er das vom Schlaf versummte nachhole und die tausend Qualen und Quälereien dieses denkwürdigen Tages verträume.



Veinache wäre Herr Pechvogel eingeschlafen. Schon war er in jenem halbbewußten Zustande, den man in Berlin so hübsch durch „Druseln“ bezeichnet, als sich ihm eine Fliege auf die Nase setzte und ihn dort mit ihren spitzen Beinen kitzelte. Dies ist ein sehr unangenehmes Gefühl, weshalb denn auch Herr Pechvogel seine Hand nahm und die Fliege fortjagte. Die Fliege kam aber immer wieder auf seine Nase und kitzelte ihn dort mit ihren Beinen, bis er endlich in die allergrößte Wuth über dies Insect und dessen Leidenhaftigkeit zum Kitzeln gerieth, und dermaßen nach der Nase schlug, nach seiner eigenen, daß sogleich das Blut herausfloß, die Fliege sich aber alsbald wieder

auf die alte Stelle setzte und ihn mit ihren Beinen kitzelte.

Er ging nun zum Abendessen und fand mehrere seiner Lieblingsgerichte auf der Speisekarte, von denen ihm aber der höchst witzige Oberkellner berichtete, daß sie leider bereits vergessen wären. Später nahm Herr Pechvogel noch an einer Partie Whist Theil, verlor aber sein letztes Geld, wurde hitzig und beleidigte seinen Aiden durch eine schwere Verbalinjurie, weil dieser nicht Coeur nachgespielt hatte, wodurch der Robber verloren ging, der einzige, den Herr Pechvogel hätte gewinnen können. Sein Gefährte und Gegner in einer Person vergalt, ohne sich zu besinnen, die Pechvogel'sche Verbalinjurie durch die Realinjurie einer Ohrfeige und zwar einer sehr bedeutenden. Herr Pechvogel wollte nun den ganzen aufgesammelten Zorn dieses Tages an seinem Aiden auslassen, wurde aber durch die anderen Mitspieler davon abgehalten. Dies erzürnte ihn in solchem Maße, daß er auch gegen diese Schimpfreden ausstieß und nach ihnen schlug, worauf er denn ganz allgemein und unbarmherzig durchgeprügelt und zum Hause hinausgeworfen wurde: eigentlich bloß deshalb, weil sein Aide Coeur nachzuspielen vergessen hatte. „Ob's denn noch ein er Seele unter Gottes weitem Himmel so geht, wie mir!“ rief Herr Pechvogel aus, als er sich vor seinem Bette entkleidete, und in seinem Portefeuille den Brief um Geld fand, welchen er heut morgen geschrieben, und auf die Stadtpost zu geben vergessen hatte. „Nein, solchen Pechvogel gib's in dieser Welt nicht mehr!“

Als er eben einschlafen wollte, begann sein Nachbar, der Hornist, die schöne deutsche Arie „Willkommen, o seliger Abend“ zu blasen. Aus einer Ecke des Schlafzimmers aber tönte das leise Richern des nechtischen Dämons: Pech!

Als er eben einschlafen wollte, begann sein Nachbar, der Hornist, die schöne deutsche Arie „Willkommen, o seliger Abend“ zu blasen. Aus einer Ecke des Schlafzimmers aber tönte das leise Richern des nechtischen Dämons: Pech!



Als er eben einschlafen wollte, begann sein Nachbar, der Hornist, die schöne deutsche Arie „Willkommen, o seliger Abend“ zu blasen. Aus einer Ecke des Schlafzimmers aber tönte das leise Richern des nechtischen Dämons: Pech!



Als er eben einschlafen wollte, begann sein Nachbar, der Hornist, die schöne deutsche Arie „Willkommen, o seliger Abend“ zu blasen. Aus einer Ecke des Schlafzimmers aber tönte das leise Richern des nechtischen Dämons: Pech!



(Fortsetzung folgt.)

### Die Afrikanerin im Salon.

Eine schöne, reichbegabte Verehrerin Meyerbeer's eröffnete an dem Sonntag nach der ersten Aufführung der „Afrikanerin“ in Berlin ihre Salons. Die Dame war direct aus Compiegne eingetroffen, dem dortigen „Lautenschläger“ auf Flügel des Gesanges enteilt; ihr zartes Herz ersuchte edleren Genuß: das großartige Musikpoem in der Vaterstadt des verklärten Meisters anzuhören.

Während der Empfangsstunden von 6—8 Uhr Abends versammelten sich die Besucher um die interessante Frau, die, auf das Tiefste von der Doper ergriffen, die Berliner der Pariser Aufführung verglich. Von der Lucca, der Berliner Repräsentantin der Afrikanerin, sprach sie mit wärmstem Entzücken, wie reizend das bunte, glühende Kostüm der hübschen kleinen Pauline gestanden; sie habe ausgesehen, wie ein funkelndes Mädchen aus tausend und einer Nacht. „Sie hat,“ setzte die Französin hinzu, „vor der umfangreichen Mademoiselle Care die persönliche Anmuth voraus, obgleich der Pariser Selika (so ist der Name der Afrikanerin) Bewunderung und Anerkennung gebührt.“ Bei diesen Worten zeigte sie eine Mappe köstlicher Photographien von Carjat, welche die Heroine der grand opéra in aller Wohlbeleibtheit, nichtsdestoweniger in edler Stellung und Gewandung wiedergab.

Es war so viel die Rede von dem berauschend süßen Tode unter den purpurnen, windbewegten Blütenranken des Gichtbaums, den die „Afrikanerin“ im letzten Akt stirbt, einschmeichelnde, wildfremde Düfte durchzogten das Boudoir; über die Ottomane gremte sich die breiten Blätter der grünen Musa, jener Salonpalme; ein bunter ausländischer Vogel girrte auf seinem goldenen Ständer unter Callablüthen und leuchtend rothen Kamelien: Smyrniotische Teppiche und Tigerfelle bedeckten den Fußboden — — — allen Ernstes glaubte man sich auf das Schloß, auf die Heimatinsel Selika's versetzt.

Bald sah dieser und jener musikalisch Begabte am Clavier und die „Romanze der Ines“ der „Bajaderenmarisch“ oder die letzten wonnig verschmelzenden Klänge des „Geisterchors“ erklingen. Allerliebste Miniatur-Exemplare des Clavierauszuges in Visitenkartenformat mit den Medaillon-Portraits Vasco-Naudin's, Melusko-Faure's u. wurden herumgereicht; ja, ja, Paris ist eine Weltstadt, Alles was die Kaiser-Metropole hervorbringt, trägt den Stempel des Originellen und Brillanten.

Als Beweis davon diene ein Toilettenartikel, welchen die schöne Wirthin an jenem Abend an sich trug: die schlanke Französin mit jenem Bronzeteint, welchen Alfred de Musset an der brillantesten George Sand schwärmerisch bewunderte, war von einem hohen, schwarzen Sammetkleppfleide (Prinzessinschnitt) umwallt; sie hatte jeden Schmuck, außer einem goldenen Stirnreifen, verschmäht. Um ihren Hals wand sich, der Mode des Tages gemäß, das bunte Seidenband, welches den Rücken entlang bis auf die Knöchel in zwei Enden herabhing. Auf den ersten Blick war es eben ein gewöhnliches Band, wie es die meisten Eleganten zu Strapsen, Haus- und Gesellschaftstoiletten zu tragen pflegen; betrachtete man es aber genauer, so hoben sich kleine Gesichter und zierliche Gestalten, in farbiger Seide gewebt, von dem dunkeln Grunde ab. War das Band verzaubert? denn deutlich schimmerten darauf Vasco de Gama und Selika, nicht weit davon der wilde Melusko mit dem härtigen Angesicht im Federkopfsputz; tanzende Bajaderen, leicht schwebend wie die pompejanischen Figuren auf dunklem Felde; das Schiff, halb auf die Seite gebogen, mit gewaltigen Wellen kämpfend; der Kerker, in welchem die treue Selika die „Perceuse“ singt — es war die ganze Afrikanerin auf einem Seidenband; alle Gestalten, welche uns in der Doper am meisten ergriffen, waren auf dem wunderbaren Bande zu schauen und durch die mannichfachen Bildchen wand der Maganillobaum, welcher im letzten Akt erscheint, seine verlockenden, todtauschenden Giftblumen in arabischenartigen Verschlingungen.

Hätten nun Geister jene farbenreichen Gebilde in die Seide hineingewoben? Keineswegs, liebe Leserin; in den Fußläden der pariser Boulevards verkauft man solche „oravattes à l'Africaine“ als das Neueste und Meistvergriffene. Getrost, bald werden auch hiesige Enthusiastinnen dergleichen um den Hals schlingen können.

[1416]

A. v. Tr.

### Das Goldland.

Obgleich bis jetzt eine unerforschliche Goldquelle, ist Californien doch reich und reizender durch andere Schätze. Schon die Blumen, Felder, Garten- und Baumfrüchte, dreihundertfältiger Weizen, Birnen wie Kürbisse, Aepfel wie Kinderköpfe, Kartoffeln wie Kanonenkugeln, Melonen und Ananas wie Indianer mit Hauptschmuck, Moorrüben stark und lang wie große Männer, Weintrauben schwerer als die des Kaleb in der Bibel — und Alles in reichster, saftigster Fülle, machen den Boden zu einer ewigen Quelle flüssigen genießbaren Goldes.

Die Weinbauern, welche dort wie in ganz Amerika, besonders Deutsche sind, trinken und exportiren schon Millionen von Flaschen goldenen Nebensafes jährlich.

Und das Land, erheben sie zu kalt und nie zu heiß, herrlicher melodischer Wechsel von Wald und Wasser, Feld und Fluß, trozigen Felsenhöhen und lachenden Thälern, Bergen und Mienen, silbergewässrigen und ewig donnernden Wasserfällen, goldgepflasterten Boden und silbernen unterirdischen Feenpalästen.

Doch genug. Letztere, nur wenig noch bekannt, wollen wir besuchen. Wir dampfen durch das „goldene Thor“ des Inselreichen stillen Oceans und unzählige Schönheiten, um zu Lande zunächst jenen Ausflug zu den Calaveras-Grotten und den Mammuth- oder Wellington-Niesenbäumen zu machen, mit Stämmen so hoch wie ein Kirchturm (siehe die Krone beginnt) und so stark, daß im ausgehöhlten Innern 20 Personen sitzen und dinsten können. Diese Bäume sind gleichsam die vorgeschobenen Posten der unterirdischen Feenpaläste, der Höhlen am Calaveras, welche sich nicht mehr als etwa zwei Meilen davon öffnen. In einem Felsenwinkel, unwachsen von wilden Schlinggewächsen, ist der unscheinbare Eingang in eine unterirdische Wunderwelt ohne Gleichen. Eine ziemlich ebene Vorhalle, 30 Fuß lang, führt in den „Berathungssaal“, 60 Fuß lang, 20 breit und von verschiedener Höhe in den Wunderwölbungen. Doch weiter in den „Bischofspalast“, der in das „Brautgemach“ führt, die verdichtete Poesie alles Zaubers, den Phantasie und Traum in stüchtigen Bildern heraufbeschwören können, nur daß hier Alles fest, solid und tropfenhart ist. In der Mitte eine hohe Domwölbung, strotzend von silbernen Stalaktiten-Trauben, glühend wie Brillanten in den unten hin stüchtenden Lichtern; Wände mit Säulen und Nischen, als sollten hier Könige und

Fürsten einer längst begrabenen Welt aufgestellt werden, Stalaktiten, darüber hängend wie wehende Banner an dicht gebundenen speerartigen Schäften, wie Tropfen aus stegreichen Schlachten, dazwischen reiche Vorhänge in malerischer Faltung und kleiderartige Faltenwürfe, locker umhergestreut wie schnee-weiße Gewänder, hastig niedergebalt von einer sich entleidend Schönheit, verzauberten Königstochter, die man vielleicht versteckt und versteinert findet in weißglühender Ferne zwischen „endlosen Colonnaden“. Oder muß man sie weiter oben suchen über der krySTALLenen Feuertreppe, die fern in der Luft zu schweben scheint? Ja wie soll man sie finden zwischen Myriaden von Säulen, Schnitz-, Bildhauer- und Arabesken-Verfeinerungen, weiß wie Schnee und durchsichtig wie Krystall und glühend und glimmernd in unsäglichlicher Gluth und Florie?

Oder lauscht sie den unterirdischen Geisterlönen in der „Musikhalle“ neben dem „Brautgemach“? Hier schwebt eine ungeheure Stalaktitenwand wie ein Resonanzboden von der hohen Wölbung herab. Aus ihr ragen verschiedene Stalaktitenrisse hervor, die geschlagen verschiedene Töne von sich geben und weit hin wiederhallen, schwellen und ausklingen.

Jenseits der Musikhalle gibts noch tiefere Gänge in die unterirdische Zauberwelt, die aber noch nicht weiter erforscht sind. Und nun auf die Naturbrücken in derselben Provinz Calaveras. Sie führen über den Stanislaus- und Capotosuß, 30 Fuß über dem raschen Gefälle in einem großen, nobeln, gothischen Bogen, der in einer ganz regelmäßigen Zuspitzung bis 50 Fuß bei 22 Breite steigt. Auch fehlt es unten nicht an edlem Säulenwerk.

Doch wir haben nur sehr wenig Zeit und Raum, um dem größten Gebirgswunder einen flüchtigen Blick zuzuwenden, dem mächtigen Berge Shasta, der in erhabener Einsamkeit und Majestät schneegetränkt, baumumgürtet, fern von den übrigen Gebirgen, inmitten des blumenbüstigen, fruchttragenden Sacramentofluthales 18000 Fuß hoch auf das ferne Meer und die fernen Reihen von Genossen des Sierra-Neveda-Gebirges schaut. Erst ein Mann, und zwar er allein, M. Diehl, ein geborener Deutscher, hat die Krone desselben bestiegen. Ich wünschte seine glühende Schilderung wiedergeben zu können. Aber andere Artikel wollen auch Platz haben, und von dieser neuen, reichen, jungen Schatzkammer der Erdenbewohner für viele Jahrhunderte, die kaum angefangen hat, erste Proben an die Weltkünden zu verschicken, werden wir noch öfter etwas zu erzählen haben.

[1338]

H. Beta.

### Weihnachtslied.

Nach Lope de Vega von Emanuel Geibel.

Die ihr schwebet  
Um diese Palmen  
In Nacht und Wind,  
Heilige Engel,  
Stillet die Wipfel:  
Es schlummert mein Kind.

Ihr Balmen von Bethlehem,  
Im Windesbrausen  
Wie mögt ihr heute  
So zornig sausen!  
D rauscht nicht also;  
Schweiget, neiget  
Euch leise und lind!  
Stillet die Wipfel,  
Es schlummert mein Kind.

Der Himmelsknabe  
Duldet Beschwerde.  
Ach, wie so müß' er ward  
Vom Leid der Erde!  
Ach, nun im Schlaf ihm  
Leise gesänftigt  
Die Dual zerinnt:  
Stillet die Wipfel,  
Es schlummert mein Kind.

Grimmige Kälte  
Sauset hernieder —  
Ach, womit deck' ich  
Des Kindes Glieder!  
O, all ihr Engel,  
Die ihr geslügelt  
Wandelt im Wind —  
Stillet die Wipfel,  
Es schlummert mein Kind.

[1423]

### Nicolo.

Novelle von Arnold Wellmer.

Wir sind in Rom!

Es ist der Mittwoch der heiligen Woche. Alles strömt in den Lateran; eine seltene Feierlichkeit wartet unser. Der Großbüßpriester wird einem armen Sünder die Absolution ertheilen für eines der schweren Verbrechen, die kein einfacher Priester vergeben kann. Solche Verbrechen sind: Vaternord, Vergiftung, Zweikampf und Zauberei. Der Römer nennt sie *casi riservati*. Auch dem Großbüßpriester ist vom heiligen Vater die Macht der Absolution für diese „vorbehaltenen Fälle“ nur an drei Tagen der heiligen Woche verliehen.

Wir sind in Rom! Die Schwelle des Lateran ist mit Orangeblüthen und Myrtenzweigen bestreut, Weihrauch und Ambra duften und fast betäubend entgegen. Die Orgel braust, die Sänger des Papstes singen — wie verstehen sie das Herz zu erschüttern, vorzubereiten auf das, was kommen soll!

Auf einem reichen, erhabenen Throne sitzt in erster Würde ein Cardinal. Er trägt das Gewand der Trauer — violette Seide; es ist ja die stille Woche! Ihn umgeben in feierlicher Haltung die Würdenträger der römischen Kirche, vom stolzen Cardinal herab bis zum dienenden Klosterbruder.

Der Priester auf dem Throne ist der Cardinal Ferretti, ein Vetter des Papstes, — der augenblickliche Großbüßpriester.

Den weiten Raum des Lateran füllen in bunter Mischung die vornehme römische Dame mit dem schwarzen Schleier und die Bäuerin mit dem weißen Kopftuche, der zerlumpte Bettler der spanischen Treppe und die gepukte Eccellenza des Corso, die rauhen Söhne der Campagna und die zahmen Löwen von Paris

und London. Ueber Allen ragen mahmend die weißen Federbüschel und die blanken Hellebarde der buntrückigen Schweizer vor.

Da durchwozt es plötzlich die Menschenmenge wie ein elektrischer Strom — sie zerschelt sich und bildet eine schmale Gasse — Aller Augen sind dahin gewandt — eine ängstliche Spannung zittert durch die Herzen der Andächtigen, durch die Nerven der Neugierigen!

Ein einzelner Mann drängt sich durch die Menge — jeht bricht er aus ihr hervor. Sein Auge glüht fieberhaft, seine bleiche Lippe zuckt, große Tropfen perlen auf seiner Stirn. Er ist gekleidet wie die armen Hirten der Campagna — seine grobe Jacke vielfach zerrissen — zerrissen sind seine kurzen ledernen Weinkleider und Schuhe. Die unbedeckten Kniee sind stark gebräunt und sehnig — das kurze krause Haar ist ergraut. Das magere Gesicht von Leidenschaft — von Sturm — von Schmerz durchwühlt — und doch kann dieser Mann noch nicht alt sein — und doch erzählt dies zuckende Gesicht von einstiger lachender Schönheit!

„Il povero Nicolo!“ — flüstert eine Matrone, im ärmlichen bunten Festputz der Campagnabewohnerinnen, vor uns und trockenet sich mit der Hand die feuchten Augen.

„Der arme Nicolo!“ flüstern wir ihr nach. Ein einziger Blick in Nicolo's Gesicht gibt uns das Recht dazu.

Hastig steigt Nicolo die Stufen des Thrones hinauf, sein formloser Hut entgleitet den bebenden Händen, mit einem krampfhaften Stöhnen wirft er sich vor dem Großbüßpriester auf die Knie.

Zugleich knien die Gläubigen nieder. Der Gesang, die Orgel verstummen. Lautlos, fast ängstlich still ist es in dem weiten Lateran.

Und der mächtige Cardinal auf dem Throne? Nein, er stößt den armen Sohn der Campagna, den todswürdigen Verbrecher nicht mit Haß, nicht mit Verachtung von sich; er zieht den Saum seines Gewandes nicht vor der Berührung des Gedächtnen zurück — nein! der mächtige Kirchenfürst neigt sich milde zu dem armen Sünder nieder, er legt wie ein Vater seinen Arm um den verlorenen, wiedergefundnen Sohn; er öffnet sein Ohr der Beichte!

Nicolo's beichtende Lippen bebend, ein Zittern erschütternd seinen starken Körper; es zittert ja seine Seele bei der Erzählung seines Verbrechens!

Auch der Mächtige auf dem Throne zittert — erbleicht — sein Arm löst sich von dem Nacken des Sünders; er will dem Berrichten von sich stoßen; seine That ist zu grausig.

Aber nur auf einen Augenblick löst sich der Arm, dann umschlingt er den Verbrecher nur um so fester; weil die Schuld groß ist, muß auch die Liebe groß sein, die sie vergibt!

Tief beugt Nicolo sein Haupt vor dem Cardinal; er hat gebeichtet — er harret der Buße und Vergebung!

Und tiefer neigt sich der Großbüßpriester zu dem armen Sünder hinab; sein Gesicht strahlt von Liebe und Erbarmen. Er flüstert in Nicolo's Ohr die Buße und Vergebung und legt die Hände zum Segen auf sein Haupt.

Da weint der rauhe Mann laut auf, seine Schuld ist ihm vergeben. Er darf seine Stirn wieder frei erheben unter den Menschen; er ist gereinigt vor dem Großbüßpriester — vor der Welt — vor der Madonna.

„Il beato Nicolo!“ sagt die alte Bäuerin, „der Großbüßpriester ist mächtig und die heilige Jungfrau barmherzig!“

Nicolo küßt dem Cardinal die Hände, er küßt ihm die Füße. Dann wandt er wie ein Träumender die Stufen des Thrones hinab und verschwindet in der Menge.

Die päpstlichen Sänger jubeln Hosannah! Freudenklänge rauschen von der Orgel hernieder, duftend wallen aus silbernen Pfannen Weihrauch und Ambra empor; „il beato Nicolo!“ flüstert das Volk.

Die bedeutende Sommerhitze hatte nachgelassen. Es hatte mehrere Tage geregnet und von den Bergen wehte Kühlung. Ich benutzte den ersten frischen Morgen zu einem Streifzug in die römische Campagna.

Weit und öde lag die Ebene vor mir. Das niedrige gelbe Gras und halbverwelkte Disteln waren von dem Regen nur wenig erquickt. Der glühende Scirocco hatte ihr gesundes Mark verzehrt.

Am den Ufern des gelblichen Tiber weideten halbwilde Büffel. Magere Schafherden wanderten mit ihren Hirten melancholisch über das versengte Gras. Hin und wieder ragte ein halbverfallenes Gemäuer, von Epheu und Geißblatt umwuchert über der Ebene empor. Hier war es der Bogen einer zerstörten Wasserleitung — dort eines jener uralten Familiengräber, denen ihre Todten genommen sind und die jetzt den armen Hirten der Campagna zur Wohnung dienen.

Dann stand ich auch wol plötzlich vor einem roh gearbeiteten Holzkreuz — hier war ein Mord geschehen! In einem größeren Kreuze daneben blieghen noch einzelne Knochen des Mörders.

O, wie unendlich müde und trostlos lag die weite Campagna da!

Im trüben Sinnen schritt ich dahin.

Schon wieder lag ein verfallenes Grab vor mir. Aber sein Dach von Schilf und Laubzweigen — es war also auch zur Hirtenwohnung eingerichtet — hing zerrissen nieder. Vergebens bemühte sich der Epheu, die Blüthen mit seinen Blättern zu bedecken.

Ich ging um das Grab herum. Am Eingange lag eine geborstene korinthische Säule. Es war also einst ein prächtiges Grab gewesen.

Auf dem Bruchstücke der Säule saß ein Mann, das Gesicht tief in die Hände gesenkt. Er trug die dürftige Kleidung der Campagnabewohner. Sein Hut lag im Grase. Das krause Haar war fast zum Blüthenkranz der Orange gebleicht. Dicht vor ihm stand ein einfaches Kreuz.

Der Mann auf der Säule seufzte so laut, daß ich es hören konnte.

„Perchè così dolente, mio amico?“ (Warum so traurig, mein Freund?)

Er schreckte zusammen, er hob hastig den Kopf aus den Händen — dies geisterhafte Gesicht, diese blüthen glühenden Augen hatte ich schon einmal gesehen — im Lateran — am Mittwoch der heiligen Woche — in den Armen des Großbüßpriesters — „il beato Nicolo“ hatte das Mütterchen geblüht!

Ich wiederholte meine Frage nicht, warum er so traurig ich hatte ja soeben in Nicolo's Augen geblüht.

Nicolo ließ das Gesicht wieder in die Hände sinken, ohne sich um mich zu kümmern.

Ich fühlte die tiefste Theilnahme für den Unglücklichen. Ich mußte mehr von ihm wissen.

„Möchtet Ihr mir wol für einen Scudo ein Stück Brod und Büffelkäse und, wenn's sein kann, einen Schluck Wein geben? Ich habe heute schon einen weiten Weg gemacht und Hunger und Durst!“



neugierig, Signor? Warum auch nicht? — seib Ihr doch jung und lustig! Ich war auch jung und lustig und neugierig. Ihr sollt die Geschichte von dem Kreuze hören. Ein mächtiger Cardinal legte mir einst die Buße auf, zu der casa santa der Madonna von Loreto zu wallfahrten — auf den nackten Knien das Heiligthum zu erreichen — aber o! das war süß gegen die Buße, die ich mir selber auflege, wenn ich Euch von Nicolo erzähle. Nicolo? — was kimmert's Euch, wer Nicolo ist — hat ihn doch der Herr Großbispriester selber von aller Schuld losgesprochen — keine Macht der Erde darf ihm mehr etwas vorwerfen, il beato Nicolo!

Ich habe nie so viel Bitterkeit im Ton dreier Worte zusammengebracht gefunden, wie in dem Ausrufe: Der glückliche Nicolo!

In den Augen des Unglücklichen stierte es wie Wahnsinn, er lachte kurz und heiser.

Und wieder vergrub Nicolo sein Gesicht in den Händen. So sah er lange still da, ich glaubte schon, er hätte mich vergessen. Plötzlich begann er mit dumpfer eintöniger Stimme:

„Noch vor zwei Jahren war diese Hütte so schmuck und sicher, wie ein altes Grab nur gemacht werden kann. In ihr wohnte das glücklichste Paar der Campagna: Nicolo und Francesca. Nicolo war ein schmucker lustiger Bursche, aber wild und leidenschaftlich. Er kannte keinen größeren Spaß, als Nachts beim Mondschein einen heimlichen Zweikampf mit einem der Büffel, die am Tiber weiden. Aber sein junges Weib liebte er mehr wie seinen Augapfel. Francesca war sechzehn Sommer und schön wie der rosige Morgen, — schön wie die halberlöschene leuchtende Granatsüthe, die sie gern in ihrem schwarzen Haar trug. Francesca war gut und fröhlich wie ein Kind. Wenn sie und Nicolo Abends hier auf der Säule saßen und er wollte hinaus zur verbotenen Büffelsjagd und sie band ihm schmeichelnd ihre langen Haarzöpfe um den Nacken, dann blieb Nicolo gewiß zu Hause. O hätte sie ihn doch an jenem unseligen Abend gefesselt! aber er entschloß sich ihr lachend und ging mit der Büchse auf die Jagd. Er sollte kein Glück haben, kein Büffel kam ihm zu Schuß; der arme Nicolo! Er kehrte spät, beim hellen Mondschein zurück. Er ging behutsam im Schatten der Hütte, um Francesca mit einem Scherz zu überraschen. Aber plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Er hörte vor der Hütte zwei fröhliche Stimmen. Die eine kannte er — o so gut! — so konnte nur Francesca lachen und plaudern; aber die andere war die Stimme eines Mannes, der sein Italienisch mit einem fremden Accent sprach. Nicolo zitterte wie das versengte Gras der Campagna — wie eine Kacke schlich er um die Hütte — ja, dort sah sie — sein Weib — seine reine Madonna mit einem ausländisch gekleideten Mann auf der Säule — sie hielten sich umschlungen — er weiter sah Nicolo nichts. Er kam erst wieder zum Bewußtsein, als sein Schuß in den Bergen verhallte. Francesca schrie laut auf: „Nicolo — Madonna mia — Pietro — mein Bruder!“ sie sank von der Säule ins Gras — und schloß ihre Augen für immer. An ihrer Seite kniete Pietro, ihr Bruder, der als kleiner Knabe von einem reichen Fremden mit nach England genommen war. — Dort unter dem Kreuze liegt Francesca. Pietro ging wieder in die Fremde. Nicolo irrt noch immer, von Francesca's blutigem Schatten gefolgt, als Mörder seines Weibes umher!“

Der Unglückliche stand auf; sein Gesicht war noch bleicher geworden. Unheimliches Feuer glühte in seinen Augen.

„Und der Großbispriester, der Nicolo an seiner Brust entzündete?“

„Die Stimme der Menschen konnte er wol stillen — sonst bleichten Nicolo's Gebeine längst an der Seite dieses Kreuzes — o thäten sie es doch! aber die Stimme in Nicolo's Brust ruft fort und fort: „Mörder! Mörder!“

Langsam schritt er davon.

„Wohin?“ fragte ich tief erschüttert.

Er zeigte auf's Gebirge.

„Madonna geleite Dich!“

„Bittet die Madonna lieber, Signor, daß sie den armen Nicolo im Schlafe von den Felsen rollen läßt — dann wird's hier endlich still werden!“ Dabei presste er die Hand auf die arbeitende Brust!

„Ich sah noch lange auf der geborstenen Säule neben dem Holzkreuz und der verfallenen Hütte und schaute dem Unglücklichen nach, der durch die öde Campagna dahinschritt, den rauhen Abruzzern zu.“

„Il povero Nicolo!“

mer, Tibull und zuletzt dem großen mürrischen Tacitus den Zutritt verweigert. Sie war verblendet genug, zu glauben, daß der Herr Hofrath sich von seinen Lieblingen trennen werde um ibretwillen — es war wirklich eine unbegreifliche Uebersehung des eigenen Werths. Keine andere Frau wäre auf solchen Gedanken gekommen, meinten ihre Feindinnen. Es geschah ihr also ganz Recht, daß der Herr Hofrath an seinen Hundens festhielt, sie sogar eigenhändig fütterte und mit ihnen täglich in jeder Witterung (einen rothen Regenschirm unter dem Arm) vor den Thoren spazieren ging.

Ganz im Geheimen flüster man sich wol auch zu, daß die Zuneigung zu Tacitus eine kleine Rache sei. War es denn nicht wirklich traurig, daß der gelehrte Herr diese Fremde geheirathet? Ein Leipziger Kind würde ihm ganz anders die Wirtshausstube in Ordnung gehalten haben. Ueberall hätte der Herr Hofrath anknöpfen dürfen, man hätte ihm mit dem strahlendsten Lächeln aufgethan. — Was nützte ihm eine Frau, die weder am Fenster strickte noch nähte, daß es die Leute sahen, niemals mit den Waschfrauen und der Hausmagd herzliche Gespräche führte, keinen großen Schlüsselbund in der Hand trug, wenn Besuche kamen, und — nicht einmal Kalbfleisch von Rindfleisch zu unterscheiden wußte? Dafür verstand sie freilich Italienisch, Latein und Griechisch und schrieb für ihren Mann allerlei gelehrte Dinge ab — das war aber auch Alles. — Hübsch war sie zum Troste für die beleidigten Leipziger Frauen gar nicht — es war also im Grunde ein unlösbares Räthsel, was der Herr Hofrath an ihr gefunden! Eine Gestalt, wie die eines Kindes, und so schmale kleine Hände und Füße, daß man sie sich kaum anzusehen getraute, aus Furcht, sie zu zerbrechen. Dagegen blühten aus dem blassen Gesicht ein Paar Augen, die für ordentlich große Leute gepaßt hätten. Und diese Frau nun — man sollte es kaum glauben — versammelte die klügsten und hübschesten Männer von ganz Leipzig in ihrem einsamen Wohnzimmer und machte sich anscheinend durchaus kein Gewissen daraus, sich mit ihnen auf das Angelegentlichste zu unterhalten. Was sie nur an ihr fanden? — Wer nur hinter dies Geheimniß kommen könnte! Und der Herr Hofrath sah oft ganz sorglos in seinem Studirzimmer, während seine Frau sich schöne Dinge sagen ließ — ja er brachte ihr sogar die Fremden, die ihn ausfuchten, mit der Witte: „Behalte sie ein wenig bei Dir, liebe Marianne, ich habe zu arbeiten!“ — Sie behielt sie auch und keiner dachte daran, fortzugehen, bis sie selber das Zeichen zum Aufbruch gab, und das Schlimmste war: sie kamen immer wieder! — Wenn man nur einmal hätte zuhören dürfen — aber das war ja eben das Schlimme: die Frau Hofrathin lud nie Frauen zu sich ein an solchen Abenden. Wie mochte es nur aussehen in ihrer Nähe! Man wußte ja genügend aus eigener Erfahrung, wie schwer es sei, Ordnung zu halten, wie man vom Morgen bis zum Abend nicht fertig wurde mit Aufräumen und Abwischen, Putzen und Scheuern, und nicht allezeit dazu kam, sich säuberlich anzuziehen. Und wenn man mit Bitten und Schmeicheln die Männer auszufragen versuchte, wie es eigentlich bei der Frau Hofrathin bestellt sei, so bekam man die Antwort: „Wie in einem Schmuckkästlein, worin sie selber die schönste Perle.“ — Dabei konnte doch selbst eine Taubennatur nicht ruhig und sanft bleiben. Mit rechten Dingen ging es nun und nimmermehr zu, so viel war gewiß; und gar manche Frau war geneigt, an Zaubertropfen zu glauben, die eine gewisse kleine Hand in die Speisen mische, und wenn die Frau Hofrathin fünfzig Jahre früher gelebt, sie würde sicher von ihren Mitschwesteren als Here verklagt worden sein, obgleich nicht der kleinste Schein von Missethätigkeit an Munde ihrer wunderbaren Augen zeigte. — Aber betrat denn wirklich kein weiblicher Fuß die Schwelle des Böhme'schen Hauses? — O doch — aber das waren meist nur kleine reizende Mädchenfüße, die unruhig hin und nieder trippelten. Es gab wirklich noch einige Familienväter in dieser Stadt, die — sie mußten verblendet sein! — nicht nur selbst, sondern mit Weib und Kind zur Frau Hofrathin in's Haus kamen, wie zum Beispiel der Director der Malerakademie, Adam Friedrich Deser, der wohlangelegene Buchdruckereibesitzer Bernhard Christoph Breitkopf, der Kupferstecher Stodt und Andere. Dazwischen tauchten auch junge Schauspielerinnen und Sängerringen auf, die im Böhme'schen Hause freundlichste Aufnahme fanden, wie die hübsche Caroline Schulz, ein gefeiertes Mitglied der Koch'schen Theatergesellschaft, dann die beiden Schillerinnen des Cantor Hiller, Gertrude Schmähling und Corona Schröter. —

Und trotz aller dieser unwiderleglichen Thatfachen bekannte sich ein Mann öffentlich mit Stolz zu den Freunden der Frau Hofrathin, dessen Strenge weit und breit bekannt, dessen Stellung den Charakter der Unverletzlichkeit und dessen Name den besten Klang nicht nur in Leipzig, sondern in ganz Deutschland hatte, nämlich der Professor der Moral und Aesthetik: Christian Fürchtegott Gellert. Wie war es nur möglich, diese Schwelle zu überschreiten als Dichter jenes ersten Liedes:

„Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen  
Sei nach und nachtern im Gebet!“

Und sein eigenes Heil gefährdete er doch eben in der Nähe dieser Zauberin! O, wie die vortrefflichen Hausfrauen sie alle haßten — diese Frau Hofrathin! — Und in ihr Haus schickte der Rath Goethe seinen 17jährigen Sohn! —

„Liebe Kleine, Du mußt Dich entschließen, einmal alle die Frauen einzuladen, dann werden sie ruhig, — unser Freund hat Recht, sie reinigen Dich sonst auf offener Straße. Ich habe an dergleichen nie gedacht. — Laß ruhig einen Kaffee zurecht brauen für Deine Feindinnen. Die Frauen wurden bekanntlich lustig, als sie den Kaffeebaum, coffea arabica, benagten, also wird's den Weiblein hoffentlich auch ergehen, wenn sie den schwarzen Trant schlürfen.“

Es war der Hofrath Böhme, der diese Worte sprach, indem er seine Frau ansah und sich dann seine Pfeife stopfte. „Seid Ihr nicht auch meiner Meinung, werthester College?“ wandte er sich mitten in dieser Arbeit an einen ersten jüngeren Mann, der neben ihm saß.

Der Professor der Geschichte nannte seine Frau noch immer „Kleine“, obgleich die Frau Hofrathin 39 Jahre alt geworden, oder „einige 40“, wie ihre liebevollen Mitschwester behaupteten, die sich stets nur zu Gunsten ihres eignen Alters zu verrecknen pflegten. Morus, der liebenswürdigste junge Magister, Lehrer im Hause des Rector Ludwig, lächelte und erwiderte: „Versuchen Sie immerhin, die bösen Zungen ein wenig zu besänftigen, gehetzte Frau Hofrathin, sei es auch mit dem Opfer einiger Stunden — aber wir wollen Ihnen dabei helfen, sofern Sie uns gebrauchen können.“

„Nun gut — ich will thun, was Ihr Beide haben wollt, aber nicht, weil ich mich fürchte, sondern weil Ihr Euch fürchtet!“

Und die Frau Hofrathin lehnte sich zurück in ihren hohen Sessel und lachte. — Nie war sie reizender, als im Lächeln. Die feinen Lippen theilten sich, um die schönsten Zähne zu zeigen und in den Augen und auf der Stirn lag die sorglose Fröhlichkeit einer Ahtzahnjährligen.

„So setzen Sie nur eine Liste von all den Namen auf, Herr Magister, und die angebotene Hülfe nehme ich dankbar an.“ Fürchte mich nur, wenn man mich mit Frauen allein läßt. Dieser lieber Mann, mußt mir ein paar muntere Studenten besorgen, den Lemprecht und Langer, den Lindenau und den jungen Grotz und Andere. Dem Frankfurter ist's ohnehin recht gesund, weil er unter das Frauenvolk geräth. Der muß noch tüchtig zugeführt werden.“

„Ich fürchte, Du hast ihn nicht sonderlich gern?“

„Ich meine vielmehr, er dürfte mir leicht zu lieb werden, deshalb bin ich tüchtig streng gegen ihn. Solch einem Gefährt sind wir Frauen allezeit gut!“

„Nun dann treib ihn nur auf den ordentlichen Weg des Lernens und Studirens, daß er bei Leibe nicht nur in die neuen Wissenschaften fällt und gar darauf kommt, Verse zu machen!“

Ein halb schelmischer Blick flog aus ihren Augen zu dem ernstern Manne hinüber, ein leises Lächeln irte um die Lippen. — „Ich will für sein Bestes sorgen, wie eine Mutter!“ sagte dann.

O Professor der Geschichte! — Hättest du ahnen können, wie manchen Reim der junge Goethe schon zur Frau Hofrathin getragen — wie manchen Vers dort jener riesige Kachelofen in barmherzig verschlungen, nachdem ihre Lippen ihn verspottet! — Und trotzdem kam er immer wieder — und trotz aller Strenge gegen seine Verse war ihr Herz entzückt von diesem poetischen Flügelgeschlag — nein, sie konnte nicht härter gegen ihn sein, als sie es bereits war: — das Vorlesen durfte sie ihm nicht untersagen. — „Du bist eine vernünftige Frau,“ sagte er, „kann Dir den jungen Menschen ruhig überlassen, wie so mancher Alten, dem Du auch den Kopf zurecht rückst. Nur bei meinem Gelingen Dir's nicht! Aber Du wirst nicht ungeduldig deshalb zum Glück! Du bist eben gut gegen alle Geschöpfe.“

„Gegen Alle?“ fragte sie, heiter zu ihm aufblickend.

Morus, er hat endlich einmal den Tacitus vergessen!“

„Du wärdest eben tadellos sein, wenn Du ihm gestattetest, in Deine Nähe zu kommen!“

„Still, still — tadellos sind nur die Engel und ich hab keine Lust eher zu sterben, als — bis wir in Italien waren.“

„Dann hast Du Aussicht, sehr alt zu werden, mein Kind!“ Während der gelehrte Herr sich wieder zu dem Buche wandte in dem er vorher geblättert, einer neuen Ausgabe der deutsche Reichshistorie, erhob sich der Magister Morus geräuschlos und reichte der Frau Hofrathin eine kleine zerlesene Ausgabe der Sonette des Petrarca. „Werden Sie nicht zu müde sein?“ fragte er besorgt — der leichte klingende Husten war ja wieder da, die Wangen glühten und die Augen strahlten in jenem überaus tüchtigen Glanz, der ihn so oft schon zugleich entzückt und angeht.“

„D nein — wir wollen übersehen, Sie wissen, wie viel Freude mir das macht!“ antwortete sie hastig. — Und ihr gelehriger und dankbarer Schüler übersetzte mit halblauter Stimme:

Wenn in den Locken sanft und zart wie Seide  
Mit leisem, sanftem Sauch die Lüfte wehen,  
Wer kann dem holden Zauber widerstehen  
So reizend wundervoller Augenweide?

Die Nase, deren Dornen ich nicht meide,  
Wo hat man Jreßgleichen je gesehen?  
Die Einzige! O Gott, laß es geschehen,  
Daß früher ich, als sie, von himmeln scheide!

Daß ich nicht sehe, was der Tod zerlöret,  
Und meine Augen, die für sie nur leben,  
Die Nacht nicht schauen, wenn ich sie verlore!

Daß breche nicht mein Herz, nur ihr ergeben,  
Und — außer denen ich nichts lieber höre —  
Mir ihre süßen Worte nicht entschweben!“

Ein einziger tieftrauriger Blick aus den Augen des jungen Mannes glitt nach der Uebersetzung dieses Sonetts über das bleiche Antlitz vor ihm. — Die Frau Hofrathin sah ihn aber nicht — und Morus wandte sich ab. — (Schluß folgt.)

**Ueber die Sorge.**

„Weichet, Sorgen, von mir! Doch ach, den sterblichen Menschen  
Räffet die Sorge nicht los, bis ihn das Leben verläßt:  
Soll es einmal denn sein, so kommt, ihr Sorgen der Liebe,  
Treibt die Geschwister hinaus; nehmt und behauptet mein Herz!“  
Goethe.

Als vor Kurzem, beim Jahreswechsel, Vergangenheit und Zukunft, wie das zu solchen Zeiten zu geschehen pflegt, besonders nahe an mich herantreten, da waren es nicht Freuden allein, sondern auch Leiden, deren ich mich aus dem vorigen Jahre zu erinnern hatte, denen zu entgehen ich auch im neu angetretenen nicht einmal erwarten durfte. Wie empfand ich da die Wahrheit der Worte: „Ach, den sterblichen Menschen lästet die Sorge nicht los, bis ihn das Leben verläßt.“ In wessen Leben hätte sie nicht schon eingegriffen mit ihrer stillen, durchdringenden Macht? Schauen wir um uns, und überall erkennen wir ihre Spuren: hier zog sie mit feinem Pinsel unverwischliche Linien auf Stirn und Wangen, dort legte sie die weißen Finger auf dunkle Locken; dem Einen stahl sie das Lächeln von den Lippen, und Manchem brach sie das Herz; und das Alles so lautlos, so unbemerkt, daß oft die Nächsten und Liebsten es kaum ahnten, wie ihnen dicht zur Seite ein junges Leben geknickt, eine zarte Seele von ihrem rauhen Hauche angeweht ward. — Doch auch in sichtbar und um so mehr erschreckender Gestalt sehen wir die Sorge einherstreiten: das „was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns befeiden?“ ähnt, ach gar so laut und gellend, in unseren Tagen. Nicht von Solchen wollen wir reden, denn sie, in Hüften des Glends und während kummervoller Nächte jene Fragen unumgänglich und unerbittlich aufwerfen. Dies ist die wirkliche Sorge, um des Leibes und Lebens ernstes Bedürfnis; aber auch im Schooße des Ueberflusses hört man die Aulse der eingebildeten Sorge eben so oft, wenn nicht noch öfter, denn die Menschen haben sich an das Sorgen gewöhnt und bedenken nicht mehr, daß das göttliche Gebot lautet: „Sorget nicht!“ Es gehören solche, wol meist selbst erschaffene Sorgen ohne Zweifel zu dem „Jrdischgesinnthein“, welches der nach dem Höchsten Strebende vor Allem fliehen sollte. Was Wunder, wenn, von dieser Anschauung erfüllt, der Dichter ausruft: „Weichet, Sorgen, von mir!“ Ob ihm aber geschenkt wurde, was er in poetischer Begeisterung verlangt, ob es diesem großen Geiste vergönnt ward, sich auch hierin höher als die meisten Menschenkinder zu erheben? — wer dürfte es be-

**Im Hause der Frau Hofrathin.**

Erzählung von Elise Polka.

„So ging es und geht es noch heute.“

Daß der Rath Goethe in Frankfurt seinen einzigen Sohn, als er im October des Jahres 1765 die Universität Leipzig bezog, besonders in dem Hause des Gurfürstlichen Hofraths und außerordentlichen Professors der Geschichte, Johann Gottlieb Böhme, Eingang zu verschaffen gesucht hatte, war nach der Meinung vieler Leute ein gewaltig unvorsichtiger Streich. — Gegen den berühmten Historiographen hatte man nichts einzuwenden — höchstens etwa seine entsetzliche Zerknirschtheit und übergroße Gelehrsamkeit, die man ihm auf zehn Schritte schon ansah, — ein Verkehr mit ihm konnte aber doch für jedes Menschenkind im Grunde nur von Nutzen sein — aber die Frau — das war der gefährliche Punkt für jeden Studenten — ja für jeden Mann überhaupt, meinten die Vasen.

Das Böhme'sche Haus in der Grimmaischen Gasse machte damals viel von sich reden in dem „Pleiß-Athen“. Der Hofrath selber, erzählte man sich, wußte vor lauter gelehrten Gedanken nicht mehr was er aß und trank und das war ein Glück; denn seine Frau befürchtete sich leider gar nicht um die Küche, und es mochten wol wunderbare Dinge sein, die da zuweilen auf den Tisch kamen. Er redete mit seinem Hund, nach dem berühmten Dichter „Tacitus“ benannt, nur lateinisch, wußte in der Welt der alten Classiker besser Bescheid, als in seinem eigenen Hause und kannte die Steine Athen's, Rom's und Troja's genauer, als das damals recht böse Pflaster Leipzigs. Nur der Weg von seinem Hause bis zum Fürstencollegio, wo der Herr Hofrath immer seine Vorlesungen zu halten pflegte, war ihm genau bekannt, den hätte er allenfalls im Schlafe gefunden; sonst aber verlief er sich regelmäßig bei anderen Ausgängen. An seine Frau erinnerte er sich hauptsächlich des Morgens, wenn sie ihm die Schleife seines weißen Halsstüchs knüpfte, Mittags, wenn er ihr bei Tische gegenüber saß und Abends, wenn er seine letzte Pfeife bei ihr rauchte. Daß er nicht zwei Pfeifen bei ihr rauchte, war die alleinige Schuld der Frau Hofrathin — sie duldete nämlich von Anfang ihrer Ehe an die Hunde ihres Mannes nicht in ihrem Zimmer und hatte harinädig zuerst einer Andromache, dann einem Odysseus, Ho-

[1412]

... Doch seinen Anruf an die „Sorgen der Liebe“ wollen wir aus vollem Herzen nachsprechen. Ja, es gibt ein Sorgen, das erlaubt, das geboten ist: das Sorgen um Andere. Der die Liebe kennt — und arm, fürwahr, ist der zu nennen, der sie unbekannt — der kennt auch dieses Sorgen; sei es die Sorge um Einzelnen, jene unerklärliche, geheimnißvolle Zauber- webe zum Einzelnen, jene unerschütterliche, geheimnißvolle Zauber- webe, die das Herz zum Herzen zieht und die uns das Leben mit sich führt, die das Herz zum Herzen zieht und die uns das Leben mit sich führt, die das Herz zum Herzen zieht und die uns das Leben mit sich führt...

Fr. C.

### Zwei Anekdoten aus dem Leben Kaiser Paul's I.

#### 1. Zweifach belohnt.

Einst schlummerte Kaiser Paul im Lehnstuhle, nach Tische. War ein heißer Sommertag und die Fenster der Parterrezimmer in Gatschina standen offen. Im Nebenzimmer saßen einige Hofräulein und schlüfterten leise unter sich. Ein junger, ter Gardeoffizier, der bei den Damen sehr beliebt war, blickte in Vorbeigehen durchs Fenster und wollte eine Unterredung anknüpfen, sie bedeuteten ihm aber mit Zeichen, daß der Kaiser im Nebenzimmer schlief. — Der Offizier sagte leise: „Verräthet mich nicht, ich werde einen Späß machen.“ Er sah sich um, Niemand war draußen zu sehen; er schlich sich zum offenen Fenster des Nebenzimmers und ließ mit Stentorstimme den langgezogenen Schrei der Wachen hören: „Husch! — Augenblicklich sprang Kaiser Paul aus dem Schlaf und gerieth in großen Zorn über diesen unverfälschten Streich. Die Hofdamen wollten natürlich nicht die Verrätherinnen machen, und sagten, sie wüßten nicht, wer es gewesen sei. Der Kaiser ließ den Kommandanten kommen und befahl ihm, in einer Stunde den Schuldigen herbeizuführen. Der Kommandant befragte alle Welt und jede Schildwache, aber er konnte nichts erfahren. Mit Kaiser Paul's bestimmten Befehlen war nicht zu spaßen, er ließ daher in der Herzensangst einen jungen Soldaten kommen und sagte ihm: „200 Rubel gebe ich Dir, wenn Du gestehst, Du seist der Schreiber gewesen. Der Kaiser wird Dir vielleicht eine Strafe diktiren; was machst Du Dir aber daraus?“ Der Soldat, ein resoluter Mensch, willigte ein, erhielt seine 200 Rubel, und genau eine Stunde nach erhaltenem Befehle war der Kommandant mit dem Soldaten beim Kaiser. Dieser hatte indeß schon alles vergessen und sein Zorn war verrauchet. Er betrachtete den Soldaten und sagte: „Süperbe Stimme! gebt ihm 300 Rubel!“

#### 2. Ein Kaiserwort.

Der Kaiser war eines Tages auf der Wachtparade sehr ungedulden über einen Offizier, der nicht gut zu reiten verstand. „Er soll sich auf seine Güter scheeren!“ rief er dem General zu. „Verzeihen Sie, Ew. Majestät,“ sagte der General; „es ist ein armer Mensch, er hat keine Güter!“ „Datj jesnit!“ (So gebt ihm welche!) rief der Kaiser und ritt fort. Diese Antwort war kaiserlich sowohl als originell, denn er, der Kaiser, hatte es einmal ausgesprochen, es mußte beim kaiserlichen Worte bleiben. Und der Offizier erhielt demnach seine Güter, um sich auf dieselben zurückzuziehen. [1418]

### Die Cholerafurcht und die Diätetik.

Wieder ein Mal ist jene Seuche im Orient aufgetreten, welche durch die große Zahl der Opfer, die sie fordert, die Menschheit im Schreden setzt; wieder ein Mal nimmt sie ihren Weg nach dem Westen und hat da und dort festen Fuß gefaßt in Europa — wieder einmal geschieht ihre Verbreitung im Occident in räthelhaften Sprüngen, spottend der ängstlichen Vorsicht, welche durch Absperrung und Quarantänen glaubte, die Krankheit fern halten zu können. Daß gegenüber den Erscheinungen und dem Auftreten einer solchen Krankheit der Schreden ein allgemeiner war, als die Seuche vor fünfzig Jahren, bis dahin ein Fremdling in Europa, zuerst sich zeigte, ist begreiflich; standen doch Ärzte wie Laien einem unbekanntem Feinde gegenüber, der durch die Schnelligkeit und Heftigkeit seines Angriffs kaum Zeit zur Abwehr zu gestatten schien. Doch seitdem hat sich viel davon geändert. Können wir auch noch nicht sagen: das Blatt hat sich gewendet, wir haben ein stets sicheres Schwert in die Hand bekommen, mit welchem wir diesen Feind zu Boden schlagen — so hat doch das wiederholte Auftreten der Epidemie der ärztlichen Kunst die Möglichkeit gegeben, das Wesen derselben näher kennen zu lernen. Wir blicken nicht mehr in das Gesicht einer Sphinx, hinter deren erusten Zügen sicher der unerbittliche Tod lauert. Das Bild der Krankheit zu schildern gehört nicht in die Aufgabe, welche wir uns gestellt haben; wir heben nur dasjenige hervor, was jedem Laien zu wissen notwendig ist. Zuerst müssen wir freilich bekennen, daß bei dem Auftreten der Cholera mehr oder weniger jedes Individuum eine Empfänglichkeit für die Krankheit besitzt; doch ist dies nicht anders zu fassen, wie wenn wir zu gewissen Zeiten, unter besonderen tellurisch-atmosphärischen Einflüssen, sagen: „Jetzt leidet alle Welt am Schnupfen,“ und man darf daher in diesem Ausdrucks nichts weiteres sehen, als den mahnenden Zuruf: „Habe Acht auf dich.“ Wie es nun nicht in diesen Worten liegt, eine peinliche und ängstliche Sorgfalt zu üben, der aus jeder Handlung oder Unterlassung die innere Seelenangst hervorleuchtet, „machst du es auch recht, oder ist es so wol doch nicht recht“, so ist mit dieser Mahnung auch nichts Anderes gesagt, als: „begebe in solchen Zeiten keine diätetischen Sünden.“ Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß man, um eine vorbeugende Lebensweise gegen die Cholera zu führen, sein ganzes diätetisches Verhalten ändern, daß man diese und jene Speisen bei denen man sich bisher wol befunden hat, von dem Ritzentzettel streichen müßte. Jeder darf essen und trinken, was ihm

früher bekommen ist; man hüte sich nur, den Genuß über das Bedürfnis des Körpers auszudehnen. Diejenigen Gemüthe aber, von denen man auch sonst Unbequemlichkeiten zu ertragen hatte, meide man gänzlich; vor Allem späte und reichliche Abendmahlzeiten. Demnächst hüte man sich, mit etwas größerer Sorgfalt, wie in gewöhnlichen Zeiten, vor Erfüllungen jeder Art, insbesondere aber der Füße und des Unterleibes. Damit sollen keine zusätzlichen Bekleidungsstücke, wie in früheren Jahren die Cholerabinden, von vornherein angerathen, sondern nur die Vorschriften einer vernünftigen Diätetik der Kleidung in die Erinnerung zurückgerufen werden. Lebt man so den Vorschriften der Diätetik gemäß, so hat man es wahrlich nicht nöthig, eine besondere Cholerafurcht zu hegen. Wir müssen aber im Bezug auf dieselbe noch einige Worte an ängstliche Gemüther richten. Es ist eine bekante und wissenschaftlich feststehende Thatsache, daß eine Depression des Gemüths stets und zu allen Zeiten einen nachtheiligen Einfluß auf den Körper ausübt, daß dieselbe die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen alle die Einflüsse, welche täglich und stündlich auf uns einströmen, herabsetzt und in andauernder Einwirkung jede Widerstandsfähigkeit aufzuheben vermag. Eine solche Gemüthsstimmung ist nun zu Zeiten einer Epidemie mit ganz besonderer Willensenergie zu bekämpfen; man unterdrücke derartige psychische Reaktionen nach Möglichkeit und lasse die „süße Gewohnheit des Daseins“, die neben vielem Trüben und Bittern doch auch des Erfreulichen und Erhebenden so viel hat, in nicht zu starken geistigen Reflexionen auf sich wirken. Damit wird man die gleichmäßige Stimmung der Seele, die für die körperliche Wohlfahrt so wichtig ist, am besten erhalten oder wiederherstellen können. „Dies Alles am besten ich,“ wird man einwenden, „aber — vor der Cholera habe ich dennoch Furcht.“ Nun so sei es hiermit, neben der ausgesprochenen Warnung, daß die Empfänglichkeit für Cholera zur Zeit ihres Auftretens eine allgemeine ist, als Trost gesagt, die große Mehrzahl der Kräfte ist darin einig, daß es kaum eine leichter und schneller zu heilende Krankheit gebe, wie die Cholera. Gegenüber der aus italienischen und französischen Städten in neuester Zeit gemeldeten Sterblichkeit an dieser Seuche, mag ein solcher Ausspruch den Laien wunderbar und vielleicht nicht glaublich erscheinen. Allein er ist dennoch wahr, nur müssen wir, wie bei so vielen, ja den meisten medizinischen Angelegenheiten eine Bedingung hinzufügen, nämlich: wenn die allerersten Anfänge der Krankheit nicht unbeachtet bleiben, sondern ohne Zögern der diätetischen und medizinischen Behandlung, unter dem Beirathe eines Arztes, unterzogen werden. Zur Zeit des Herrschens einer Cholera-Epidemie darf man keinerlei Indigestion dulden, wenn man auch sonst wol gewohnt ist, dergleichen ohne alles Zuthun von selber sich lösen zu sehen. Sofortige Hülfe: das ist das A und O einer vernünftigen Behandlung dieser Krankheit, welche bei so schnellem Eingreifen, und durch einige andere Mittel, als Bettwärme, Camillen- und Pfeffermünzthee unter hundert Fällen neunundneunzig Mal glücklich verlaufen und dem Genesenden nur noch die Lehre hinterlassen wird, daß die Vorschriften der Gesundheitslehre, besonders in ungewöhnlichen Zeiten, wo Epidemien herrschen, genau befolgt werden müssen. Ueber die Furcht vor der Ansteckung sprechen wir in einer folgenden Nummer. [1413]

Dr. Otto Schraube.

### Modebericht.

Wenn unsere Leserinnen meinen, es sei eine leichte Sache, die Garnituren moderner Roben zu beschreiben, so befinden sie sich im Irrthum; die Mehrzahl dieser Garnituren sind so complicirte Compositionen, daß ihnen gegenüber die Feder unermügend und der Griffel des Zeichners notwendig wird. Durchbrochene Seidenborten mit Schmelzmuster, bunte Kaschmirborten; Bänder mit Cameen-Designs, mit ägyptischen Köpfen, mit Negerköpfen auf Goldgrund, mit Blumen, Sternen, Münzen u. s. w. Zwischenjaß und Applicationen von schwarzen Spitzen; seidene Borten aus einander schließenden Schleifen bestehend mit Glöckchen; schwarze Samtbänder mit Passillen von dunkler Perlmutter; Krystallfransen; Chenillefransen in allen Farben, am Schluß jedes Gehänges mit Krystallperlen verziert; orientalische Fransen, mit Gold und Silber durchwirkt; Zehnenfransen, vor Allem aber weiße Guipüre — dies sind die Bestandtheile, welche gesondert oder nach Bedarf und Geschmack zusammengestellt, Roben, Jäckchen, Hüte und Paletots garniren. Das „Wie“ lehren, wie gesagt, am Besten die Moden-Abbildungen dieser Zeitungen. Die weißen Guipürespitzen werden sogar als Garnitur von Seidenroben getragen, entweder unmittelbar auf den Stoff der Robe gelegt, oder mit absteckender Unterlage, z. B. auf einem schwarzen Kleide Spitzenborten mit pensée Seide oder schwarzem Sammet unterlegt. Vollene Kleider garnirt man außer mit der vielbeliebten starken Schür und andern Passementieren, zuweilen auch mit seidenen Schrägstreifen von abtrocknender Farbe, z. B. seht man auf graue, braune, grüne Wolleiroben schwarze Schrägstreifen in der Breite von 2—3 Centimeter, beginnend ungefähr vier Centimeter vom unteren Rande des Rockes, und läßt zwischen den Streifen, deren drei bis vier angebracht werden können, einen Zwischenraum von je drei Centimeter. Bringt man drei Schrägstreifen unten am Rock der Robe an, so ist es von guter Wirkung, wenn der mittlere etwas breiter ist, eine Anordnung, die sich natürlich an dem Befehle der Taille und der Aermel wiederholen muß. Am geeignetsten für diese Garnitur ist an der Taille jene Art des Befehles, in welcher die Streifen quer über die Brust gehend, nur nach der Mitte zu sich etwas senken; die Aermel erhalten dem entsprechend den Oberarm entlang eine Reihe schrägwinklig aufgesetzter Spangen oder Streifen. Die Aermel werden nämlich jetzt nicht allein mehr an der Schulter und am Handgelenk, sondern ihrer ganzen Länge nach garnirt. So ist z. B. der Aermel eines hellen Seidenkleides elegant und modisch garnirt durch weiße Blönde, welche von der Manschette ausgehend, spiralförmig bis zur Schulter hinauf den Arm umwindet. An dunkeln Seidenroben garnirt man die Aermel durch Guimpe oder Federfransen in gleicher Weise. Leiterragnituren, wie die bei Gelegenheit des Schrägstreifen-Befehles erwähnte, sind gleichfalls sehr modern, doch müssen selbstverständlich die Streifen nach der Hand zu an Größe abnehmen, sie mögen nur eine gerade Linie, einen rechten oder einen abgestumpften Winkel bilden.

Ein Leiterragnitur dieser Art aus starker Schür, jeder Streifen zu beiden Seiten mit einem Camee-Knopf abschließend, ist eine sehr elegante Aermelgarnitur für ein schweres Seidenkleid. Weiße Unterärmel sind fast gänzlich verschwunden. Breite Valenciennes- oder Guipürespitzen werden an den Aermelausschlag genäht, so daß sie auf die Hand fallen. Namentlich gilt dies in Bezug auf Gesellschafts-Toilette. Am Hausanzuge haben die breiten, glatten oder gestickten Stulpmanschetten noch ihre ungeschwächte Bedeutung. Der Winter lenkt die Aufmerksamkeit der Damen wiederum auf das Pelzwerk. Wie wir schon bemerkten, werden Mäntel und Roben mit Pelz besetzt, besonders liebt man Pelzbesatz an großen Talma's von gerippter Seide oder Sammet. Grauer Fuchs, gewöhnlicher Fuchs, Eichhörnchen und Astrachan sind die gebräuchlichsten Pelzarten für diesen Zweck. In aristokratischen Kreisen sind die Otter-Mäntel zur Promenaden-Toilette entchieden unangenehm. Da sie für sich schon schwer sind, erhalten sie keine belastende Garnitur, sondern wer an nur mit schwarzer oder weißer Seide gefüttert. Schwarzer, weißgefleckter Sammet ist zu Mänteln und Paletots sehr beliebt und nicht selten werden im Verein mit jenen Mänteln Hüte aus demselben Stoffe getragen, um die Toilette harmonisch zu machen. Mehr die Bequemlichkeit als die Eleganz vertretend, seien noch die langhaarigen Hütchen genannt, welche nun schon mehrere Winter hindurch sich als zweckmäßiger Ersatz der Mäntel bewährt haben. Die Muffen werden in diesem Winter so klein getragen, daß sie eben nur den Händen Raum gewähren. Besonders gilt dies von den Muffen von Sammet, welche als sehr modern zu bezeichnen sind. Farbige Tuchmuffen mit Pelzbesatz sind gleichfalls sehr modern; namentlich nehmen Muffen von blauem Tuch, mit grauem Pelzwerk besetzt, sich sehr gut aus. Es sind einige Versuche gemacht worden, Pelz gürtel in Anwendung zu bringen, doch voraussichtlich wird diese, die Schlankheit der Taille beeinträchtigende Neuerung keinen Anklang finden, an Hüten à l'empire und an Capoten dagegen wird Pelzbesatz häufig angebracht. Ueber Haarfrisuren empfangen unsere Leserinnen zwar ausreichende Mittheilung durch Abbildungen und Beschreibungen, dennoch kann ich mir nicht versagen, noch eine allgemeine Bemerkung über Behandlung des Haares hier anzufügen, weil sie von überraschender Wichtigkeit, und mancher jungen Dame einen wichtigen Fingerzeig geben kann zu vortheilhaftester Behandlung ihres natürlichen Haupt schmuckes. Wir leben in der Zeit der Vereine, folglich kann es nicht in Verwunderung setzen, daß auch die Haarträusler mehrerer Nationen ihre Zusammenkünfte haben. Kürzlich fand in London eine solche Zusammenkunft (International hairdressers meeting) statt, und dort war es, wo ein englischer Coiffeur den Ausschpruch that: „Schwarzes Haar muß stets glatt frisiert werden, sei es in Locken, in Wellen, in Scheiteln — blondes dagegen gekrempelt, in losen, kauschenden Wellen und Locken.“ Mich dünkt, der charakteristische Unterschied jener beiden extremen Haarfarben sei noch nie deutlicher erkannt und ausgesprochen worden, als in dieser Bemerkung des kunstverständigen Friseurs. [1409]

Veronika v. G.

### Wirthschafts-Plaudereien. Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

**Pflisen mit Makronen-Crème.** Man schlägt das Gelbe von 4 Eiern und 4 ganze Eier in einen Topf, quirt 8 Loth Mehl, ein wenig Salz und 1/4 Quart Milch oder Sahne damit klar und rührt 3 Loth Butter, sowie den festgeschlagenen Schnee des Weißens von 4 Eiern dazu. Zur Crème verbindet man das Gelbe von 4 Eiern mit 6 Loth Zucker, einem Eßlöffel voll Mehl mit 1/4 Quart Milch, 1/4 Pfund pulverisirten süßen und bitteren Makronen, rührt das Ganze auf dem Feuer, bis es anfängt dick zu werden, und zieht das zu Schnee geschlagene Weißer von 4 Eiern leicht darunter. Nun läßt man ein wenig Butter in einer kleinen Eierkuchenpfanne zergehen, thut etwas von der Pflisenmasse hinein und bäckt davon die Pflise nur auf einer Seite gelbbraun, schüttet sie auf Papier, bestreut die ungedeckte Seite mit Zucker, thut einen Eßlöffel voll Makronen-Crème und etwas Johannisbeers- oder Himbeergelée darauf und rollt die Pflise zusammen. Sind alle gebacken und auf eine Schüssel gelegt, so bestreut man sie mit Zucker. Die Masse gibt 12—14 Stück.

**In Rothwein gedämpfte Hammel- und Schweine-Steaks.** So einfach dies Gericht erscheint, ist es doch wegen seines kräftigen pikanten Geschmacks namentlich für Herren zu empfehlen. Man schneidet nicht zu fettes Hammel- und eben so viel Schweinefleisch aus der Keule oder den Coteletts-Stücken, nachdem es gewaschen, in fingerdicke Scheiben, welche man mit dem Hackemesser tüchtig klopf, von beiden Seiten mit Salz und Pfeffer bestreut und mit Zwiebelscheiben und einigen Gewürzkörnern schiebweise in ein passendes Geschirr legt, das mit einem passenden Deckel verschlossen werden kann. Jetzt gießt man so viel Rothwein, daß das Fleisch fest zugebedet auf scharfem Feuer gar, aber nicht zu weich, sollte die Brühe zu sehr verdampfen, so muß noch etwas Wein nachgegossen werden. Zuletzt thut man ein wenig in Wein oder Wasser klar gerührtes Kartoffelmehl dazu, mit welchem man die Brühe nochmals aufkocht. Man kann 1/2—3/4 Pfund Fleisch auf die Person rechnen.

**Rußpeise.** Man trocknet in Scheiben geschnittenes Schwarzbrot oder Pumpernickel, stößt es und siebt es durch. Die Kerne von einem Schock Wallnüssen werden in der Reibefatte mit etwas Eiweiß fein gerieben. Dann rührt man 8 Loth Butter mit dem Gelben von 8 Eiern und 10 Loth Zucker zu Sahne, thut die Nüsse, 8 Loth gestohenes Brod und den festgeschlagenen Schnee des Weißens von 8 Eiern darunter. Man füllt die Masse in eine mit Butter ausgestrichene Form, die man im Wasserbade eine Stunde fochen läßt. Beim Anrichten stürzt man die Speise auf eine Schüssel und gibt eine Weinsauce oder Rothweinsauce dazu.

**Eine pikante Sauce zu Coteletts, Beefsteaks u. s. w.** In 6 Loth geschmolzener Butter läßt man zwei in Scheiben geschnittene große Zwiebeln braten, bis sie anfangen, sich braun zu färben, rührt so viel Mehl, als die Butter aufnimmt, dazu, sowie 1/2 Quart Füs oder Bouillon, die man braun färbt. Man läßt die Sauce unter fortwährendem Rühren aufkochen, streicht sie durch ein Sieb, doch so, daß alle Zwiebeln mit durchgehen. Die Sauce wird nochmals heiß gerührt, mit ein Paar Eßlöffeln Weinsauce, etwas französischem Essig, gestohener Pfeffer und dem nöthigen Salz verbunden. [1408]

### Beschreibung des Modenbildes. Gesellschaftstoiletten.

Fig. 1. Keilrobe von blauem Taffet (bleu mexique). Die Garnitur am unteren Rande des Rockes besteht in einem breiten schwarzen Spitzenvolant. Derselbe wiederholt sich etwas schmaler in einer gewissen Höhe auf dem Rock und imitiert daselbst den Schoof des Wieders. Schmale schwarze Spitzen garniren die Bretellen und die hohe Mullbluse. Coiffüre empire; Bandeau grec von blauem Sammetband.

Fig. 2. Robe mit ausgeschnittener Bluentaille von rosa und weißgestreifter Gaze Grenadine. Unterleib von weißem Glacé. Rosa Taffetband, in einer dunkleren Nuance und mit weißem entre-deux überlegt, bildet am unteren Rande des Rockes flache Zaden und begrenzt eine in gleichen Linien glatt aufgesetzte Blende. Gleiche Bänder, in den Tiefeneinschnitten der Zaden mit Dejen und freihängenden Enden abschließend, steigen bis zur Taille empor. Die Garnitur der Bluentaille sowohl als der Charpes stimmen mit dem Arrangement des Rockes überein. Das Haar à l'empire frisirt und mit Marguerites durchflochten.

Fig. 3. Die Garnitur der Keilrobe von grauem Moiré ist von pensée Taffet gebildet, und besteht am unteren Rande des Rockes in drei Reihen Klische. Von demselben Stoffe ist der Wiebergürtel nebst den frei herabhängenden Batten, sowie die Verzierung der hohen Taille. Den Kopfsputz bildet ein Bandeau grec von Silberfiligran.

[1422]

W.

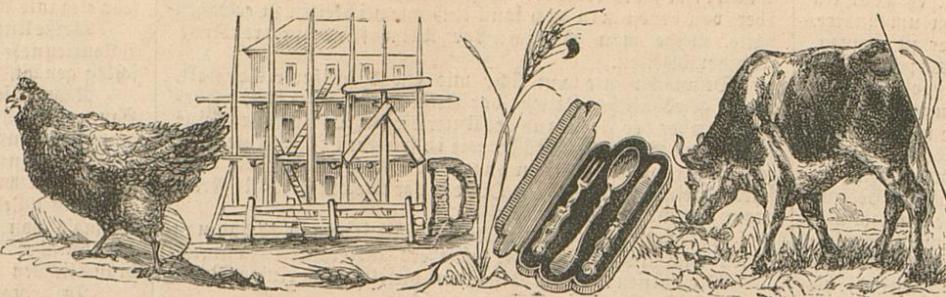
### Kritische Correspondenz.

Nichtig gelöst und getarben haben: C. S. in Dr., Nob. K. in Del., U. v. H. in S., Fr. L. F. in Gr., A. Httch. in S., (das Gedicht unbrauchbar), Sp. in S., Fr. A. R. in B., N. R. in A., L. M. in B., die Geschwister W. . . . in Fr., F. St. in B. (Charade unbrauchbar), C. H. in S., L. S. in S. (Rebus unbrauchbar. Anfrage der betreffenden Abtheilung der Redaction übergeben), A. P. in S., S. St. in S., F. H. in K. bei M. — Hr. W. W. in K. Die Ihren Rebuszeichnungen zu Grunde gelegten Thematata machen dieselben unmöglich. — Hr. v. M. in G. Ihrem Köstelsprung-Gedicht fehlt die Pointe. — Hr. J. B. in Gr. Wir haben Ihre Schach-Aufgabe unserem Redacteur zur Beurtheilung vorgelegt. — Fel. Gertha in A. . . . e. Kein Geringerer als Fouquet, der Dichter der „Aubine“, hat Thom. Moore's „Lalla Rookh“ verdeutscht; wir würden Ihnen daher sehr abzurathen, Ihren Versuch fortzusetzen, da derselbe, nach der eingesandten Probe, durchaus den Eindruck des Dilettantenhaften macht. — Frau B. B. in M. So sehr wir auch, unter den Einschränkungen, welche Sie selber angeben, Ihren Wunsch für gerechtfertigt halten, ebenso bedauern wir, ihm, für's Erste wenigstens, nicht nachkommen zu können. Mit dem besten Willen, es Allen recht zu machen, werden wir doch niemals weiter gelangen, als es den Meisten recht zu machen! — Fel. C. G. H. Nr. 3 in G. Wir sprechen den Namen unfres Blattes: „Bazar“, und glauben hinzusetzen zu dürfen, das er, correct, nicht anders gesprochen werden sollte. — Dem Hraber unfre Abonnentin Fel. S. — g in B., welcher sich in den Besitz einer Dactylographie wünscht, würden wir den rationirenden Catalog von Lippert (Dresden 1767) und Supplement (1776), 3 Bde. vorschlagen. Das Werk kommt, auf antiquarischem Weg, oft vor. — Hr. G. v. Mhl. in S. — a möchten wir als die neueste Anthologie, die solchen erscheinene Sammlung, „Romme Winne“ empfehlen. Die Auswahl ist sinnig; der verbindende Gedanke, an welchem diese wahrhaft edelsten Perlen deutscher Dichtkunst gereiht sind, ist in folgender Steigerung ausgesprochen, welche zugleich die Umschritte des zierlichen Buches bezeichnet: „Erste Minne, Brautminne, Frauenminne, Mutterliebe, Gottesminne.“ — Um eine zweite Frage derselben Dame zu beantworten, müssen wir als eine der reizendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Festschrift die „Losen Blätter aus Heine's Buch der Lieder“ von Rosa Bussy bezeichnen. Hier vermählen sich Poesie und Malerei, Duft und Farbe zu einer wahrhaft bezaubernden Harmonie. Liebliche Köpfe, wie Heine gesungen, lachen aus dem Rosenfelche, die Weischen „kichern und losen“ — in jeder Blume, die sich hier um die Verse schlingt, leuchtet und athmet eine tiefe, schöne Frauenseele. — Hr. S. M. a. N. Das „Album“ (Bibliothek deutscher Original-Romane) besteht nicht nur fort, sondern erfreut sich, seitdem es von Wien nach Leipzig übergesiedelt, einer besseren und sorgsameren Pflege, als je. Die letzten Erscheinungen dieses sehr empfehlenswerthen Unternehmens, welches die renomirtesten Mitarbeiter aufzuzählen hat, sind: König Mutak's Ende von Bernd von Gusek, Frau von Campenstern von Ernst Willkomm und der Tannenbof von Adeline Voltbanfen.

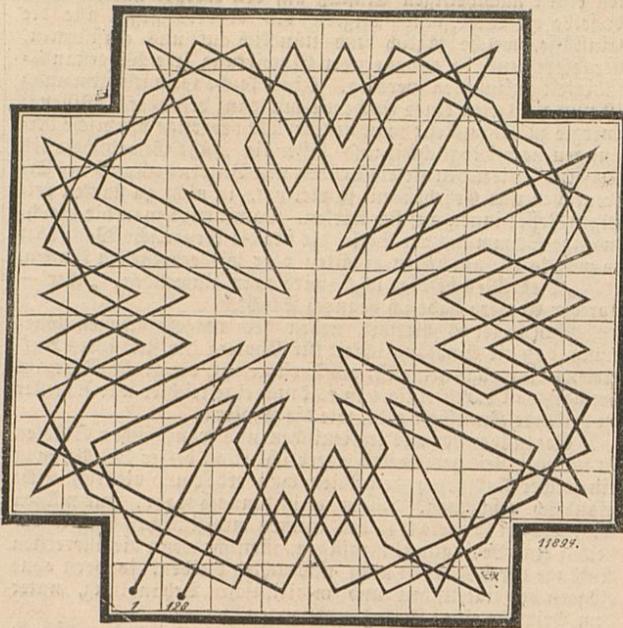
### Auflösung des Rebus Seite 20.

„Eine Hand wäscht die andre.“

### Rebus.



Schlüssel zur Auflösung der Köstelsprung-Aufgabe Seite 19.



### Auflösung der Köstelsprung-Aufgabe Seite 20.

Im dunklen Wald lieg' ich allein,  
Und freundlich glänzt zu mir herein  
Mit seines Kluges Silberband,  
Mit Berg und Wald das schöne Land.  
Hier von dem dunklen, kühlen Ort  
Sieh' ich die hellen Wiesen dort.  
Ich seh' die Macht des Sonnenlichts  
Und fühl' von seinem Blicke nichts.

[1405]

Woh! dem! der so im Farnerbann  
Der Schönheit ruhig weilen kann,  
Der mit dem Frieden in der Brust  
Ergründen mag des Daseins Lust.  
Dem kühlen Wald gleicht sein Gemüth;  
Was rings um ihn erblüht und glüht,  
Es leuchtet hell zu ihm herein  
Und bringt ihm Wonne, frei von Pein.

Peter Burg.

### Zweifflbige Charade.

Das Erste will nicht Einsamkeit und Trennung,  
Begleitung fordert's stets bei seiner Nennung.  
Das Zweite schafft die Sorge; schweigend se  
An Leib und Seel' es, die es still verheert.

Gesellt das Erste traulich sich dem Zweiten,  
So wird's zur schönsten Jugend sich erweitert  
Und opfernd bietet nun das fromme Paar,  
Gerührt, dem Zweiten Trost und Hülf' dar.

Auflösung des Räthfels Seite 20.  
„Rasen.“

### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. XIII, Seite 20.

Weiß.	Schwarz.
1) D f 3 — f 7 +	K g 6 nimmt f 7 (am besten)
2) g 7 nimmt h 8 Springer +	K f 7 — e 8
3) S h 5 — g 7 +	K e 8 — d 8
4) S h 8 — f 7 +	K d 8 — c 7
5) S g 7 — e 8 +	K c 7 — c 6
6) S f 7 — e 5 +	K e 6 — b 5
7) S e 8 — c 7 +	K b 5 nimmt a 5
8) S e 5 — c 4 +	und matt.

### Correspondenz.

Hr. v. A. in B. Was Sie gegen das Tragen „unächten“ Schmuckes für wäre richtig, wenn man mit denselben beizutage noch „täuschen“ wollte. Doch der rasche Wechsel der Form zwingt uns, diese zu betonen und begnügen uns mit einem „Es ist hübsch“ anstatt des „Es ist werthvoll“. Von derartigen Schmuck finden Sie bei Heron in Berlin die reichste Auswahl nicht allein des Neuesten, sondern auch des Geschmacksvollsten in Silberimitation, Brochen, Gärtschnallen und ganze Gürtel in greulichem oder barockem Styl; Garnituren mit zierlich durchbrochenen Stein und Ketten, vergoldete Thierköpfe, Vienen und Schmetterlinge als Brustnadel, Rämme mit funkelndem, feitelbehangenem oder bandförmigem vom Dolch durchbohrtem Schild. Als Hauptstück der Dolch oder neuerdings der Degen (vergoldet oder in Imitation alten Silbers). Bandeau mannichfachen Arten; die üblichen drei Reihen zur Coiffüre à l'empire grecque entweder vergoldet (die einen einfach, glatt; andere mit Stein durchbrochen) oder einem Geflecht von mattem Silber ähnlich.

Abonnetin in Königsb. in Pr. Schinnen werden in den meisten Fällen dem öfteren Waschen des Kopfes mit einer schwachen Lösung von Soda weichen. Die bekannte „Lilionesse“ ist eine Wottschenslösung, parfümirt ätherischen Oelen und eignet sich für genannten Zweck, wenn sie mit zwei bis dreifachen Menge Wassers gemischt wird, ganz gut. Man wäscht den Kopf mit lauwarmem Wasser und etwas Citronen.

Sch. K. v. G. aus K. Leberflecken lassen sich in vielen Fällen durch fortgesetztes Verreiben derselben mit einer nicht zu starken Lösung von Alaune (Parfümisten verkaufen eine solche wohlriechend gemachte Lösung unter dem Namen Lilionesse) fortbringen. Leberflecken, durch fehlerhafte Mischung entstanden, lassen sich nur durch innerlich gegebene Mittel heilen. Einen eigenthümlichen Weg, besonders große und entstellende Flecken und Muttermaler zu entfernen, hat ein uns befreundeter Arzt großen Erfolg eingeschlagen; derselbe mischt nämlich dergleichen Flecken Subpockenimpfe, nach erfolgter Heilung der Pustel bleibt ein kleineres U — die helle, wenig auffallende Blattemarbe zurück.

Hr. G. v. B. in P. Z. bei W. in Schlesien. Die uns mitgetheilte Zeichnung zu einer neuen Handarbeit können wir nicht benutzen. Die Einmendung Notizen über seine Wäsche etc. soll uns willkommen sein.

Eine Freundin des Bazar in A. Sämmtliche Haartouren zu den modern Coiffüren liefert auf Bestellung der Coiffeur Gilbert, Berlin, Wehrensriedrichstraße Nr. 14.

Hr. G. K. aus Z. und Eine Verehrerin des Bazar. Die Beantwortung Ihrer Frage bringen unsere Modeberichte. Was die Frage wegen der Schönereung des Leinzes betrifft, verweisen wir Sie auf die Correspondenz in der ersten Beilage, Nummer d. 3.

Hr. M. S. in S. Für ein derartiges Anknüpfen Verbindungen hier selbst ist Ihr Wohnort zu entfernt.

Eine langjährige Verehrerin aus den Ostseeprovinzen. Zur Gesellschaftstoilette für ältere Damen sind Umhänge aus schwarzen oder weissen Stoff vollkommen en vogue. Von den verschiedenen neuen Coiffüren wähle man die, welche am besten zu dem det. Alpacca ist nach wie vor in der Mode.

Hr. C. v. F. Eine Lunika von Laclatan erfordert entweder denselben leichten Stoff oder Taffet von einstuimmiger Farbe zum Unterleib.

Hr. A. S. in D. Schmelzzerierung dürfte am gerneisten in den Buffen oder Hüfchen eines Ballkleides anzubringen sein.

Hr. S. v. W. in B. Ein einfaches brochirtes Kleid ist gestattet, jedoch mit feinem Desin. Um Zusammenrollen der Enden von Sammetband zu verhüten, gumirt man ihre Rückseite.

Hr. F. S. in B. Wenden Sie sich an die Gravirerstatt und Schablonenfabrik von C. W. Seyl, Berlin, Königsstraße Nr. 21.

Hr. L. v. W. in K. bei Sch. Wir können es nicht bestimmt versprechen.

Hr. A. C. v. S. Benutzen Sie Brönnner's Fleckenwasser.

Hr. Hofrathin D. C. Velleicht.

